**Zeitschrift:** Schweizer Schule
**Herausgeber:** Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
**Band:** 8 (1922)
**Heft:** 52

**Anhang:** Die Lehrerin : Beilage zur "Schweizer-Schule"
**Autor:** [s.n.]

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 21.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

7. Jahrgang Nr. 1. 19. Jan. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule"

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

Inhalt: Arbeitsschule und Arbeitsprinzip. — Arme Kinder. — Bibliothekstübchen.

## Arbeitsschule und Arbeitsprinzip.

Von J. Bußman, sen.

Wir leben in der Zeit der Umwertung aller Werte. Ueberall ein Vorwärtsdrängen, eine Unzufriedenheit mit dem Alten und Lust am Neuen, nie Gewesenen. Reform über Reform auf allen Gebieten, namentlich auch auf dem des Schulwesens. Eine Neuerung macht der andern Platz, um bald auch wieder von der Bildfläche zu verschwinden. Jeder Neuerer meint den Stein der Weisen gefunden zu haben und glaubt das Alte belächeln und bekriteln zu dürfen, während er doch bedenken sollte, daß die „Weisheit" die Tochter langer Erfahrung ist.

„Arbeitsschule", das ist das Losungswort der Neuzeit, um dessen Berechtigung oder Nichtberechtigung sich die Geister streiten.

„Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule", so verkündete Kerschensteiner in seiner Festrede anläßlich der Pestalozzifeier in Zürich. (12. Jan. 1908) Er nennt die alte Schule eine Lernschule und setzt diese in direkten Gegensatz zur Arbeitsschule (F. W. Fröbel, der Begründer des Kindergartens, muß als der erste bewußte Vertreter derselben bezeichnet werden). — Wir haben sonst gemeint, unsere Schulen seien auch Arbeitsschulen und sie sind es auch, aber nicht im Sinne Kerschensteiners. Arbeit, so sagen wir uns, ist nicht bloß eine manuelle Betätigung; Arbeit ist auch jede geistige Tätigkeit, jede Selbsttätigkeit überhaupt.

Es wird zugegeben, daß die alte Schule auch ihre Mängel und Schattenseiten aufweist, doch sind wir bestrebt, diese zu beseitigen so gut es eben möglich ist. Bekanntlich ist nichts Vollkommenes unter der Sonne. — Aber die moderne Arbeitsschule macht stark in Uebertreibungen; sie wird als das Non plus ultra gerühmt, als ob an ihr nichts auszusetzen wäre. Sie hat entschieden ihre guten, aber auch ihre schwachen Seiten.

Den Ausspruch Goethes befolgend: „Wer forscht, ehe er richtet, wer prüft, ehe er sichtet, der ist mein Mann," wollen wir die Sache näher und objektiv untersuchen. Zu diesem Zwecke müssen wir uns fragen, was ist und was will die moderne Arbeitsschule? Welche Folgerungen müssen wir daraus ziehen? Anerkennen wir den Arbeitsunterricht als Fach oder bloß als Prinzip? Was ist das Arbeitsprinzip? was will es und welches ist seine Methode? Ich spreche also über

### I. Die Arbeitsschule als Fach.

Es ist nicht so leicht zu definieren, was man unter Arbeitsschule versteht, da ihre Anhänger selbst verschiedener Meinung sind. So sagt Kerschensteiner (Bahnbrecher der Arbeitsschule): „Das Wesen der Arbeitsschule und des in ihr lebendig werdenden Arbeitsprinzips ist eben ein völlig anderes, als es sich selbst in den Köpfen derjenigen Arbeitsschulapostel und Werkunterrichtsprediger spiegelt, die auf Kongressen das neue Evangelium ausbreiten wollen." —

„Für den Begriff Arbeitsschule ist die manuelle Arbeit die Handarbeit, der Werkstätteunterricht, durchaus kein konstitutives (bestimmendes) Merkmal. Das ist der große Irrtum Tausender und Abertausender, daß sie unter „Arbeitsschule" immer nur ein Schulsystem verstehen, das unter seinen Lehrgütern auch die technischen Güter und unter seinen Lehreinrichtungen auch Werkstätten, Schulküchen, Handarbeitssäle, Schul-

gärten u. s. w. aufgenommen hat." (Kerschenst.) Und ein begeisterter Apostel der Arbeitsschulidee, der Leipziger Lehrer O. Erler, schreibt: „Ich erblicke das Wesen der Arbeitsschule nicht darin, daß Handfertigkeitsunterricht und sonstige Handbetätigung in den bisherigen Lehrunterricht eingeführt werden." — Andern aber ist die manuelle Betätigung mit allen herkömmlichen Unterrichtsgegenständen das wesentliche Erfordernis des Arbeitsunterrichts. Wieder andere — die Mehrzahl — wollen eigene Unterrichtsstunden mit Werkunterricht (Flechten, Scheren, Modellieren 2c.) an die andern Unterrichtsgegenstände anschließen oder es wird obligatorischer Werkstattunterricht mit Hobeln, Sägen 2c. verlangt. Man wird also unwillkürlich an das Sprichwort: „Viel Köpf, viel Sinn . . ." erinnert. — Eine Definition über Arbeitsschule fehlt uns immer noch. Münch gibt uns eine solche mit den Worten: „Die moderne Arbeitsschule ist freies Entbinden geistiger Kräfte, Wecken schöpferischen Willens, ungekünsteltes Wachstum, Kraftzuwachs von innen heraus." An Stelle des gelernten Wissens soll in der Arbeitsschule das erschaute, erfühlte, selbsterarbeitete treten. Aus dem Arbeitsbegriff müssen wir das Moment der Selbsttätigkeit herausheben. „Unter Arbeitsschule verstehen wir," sagt F. X. Eggersdorfer „jede Unterrichtsform mit möglichst gesteigerter physischer und psychischer Aktivität der einzelnen Schüler."

Wir müssen nochmals zu unserem Kerschensteiner zurückkehren, um von ihm zu vernehmen, was eigentlich die moderne Arbeitsschule für einen Zweck verfolgt. In seiner schon oben erwähnten Festrede in Zürich führte er aus, daß das Ziel der Schulerziehung der brauchbare Staatsbürger sei, der in einem Berufe mit dem Gefühle der Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft arbeitet. „Der Sinn der Arbeitsschule ist mit einem Minimum von Wissensstoffe ein Maximum von Fertigkeiten, Fähigkeiten und Arbeitsfreude im Dienste staatsbürgerlicher Gesinnung. Aufgabe der Volksschule ist bei Kerschensteiner nicht allgemeine Menschenbildung, sondern Vorbereitung auf den künftigen Beruf." (Roloff. Lex. d. P.)

Hier sind verschiedene Einwände anzubringen. — Also zu einer bloßen Staatsmaschine soll der Mensch erzogen werden! „Der moderne Staat aber," sagt Alban Stolz, „hat keine Religion" und doch sollte er solche haben; denn: „Philosophiert so lange ihr wollt, über die beste Regierungsform; wenn ihr aber nur einen Marktflecken zu regieren habt, so muß er Religion haben." (Voltaire.) Der bloß zum Staatsbürger erzogene Mensch ist eben nur solange ein guter Mensch, als es ihm paßt; das hat die Geschichte der Jahrhunderte klar und deutlich bewiesen und wird es fernerhin beweisen.

Hören wir, was Dr. Eggersdorfer im Pharus über die neuen Strömungen anführt. Seine Aeßerungen mögen hier am richtigen Platze sein. Er schreibt: „Ein Blick in die pädagogische Geschichte könnte darüber belehren, daß wertvolle Neugestaltungen niemals durch bloßen Reformeifer, durch schroffe Negation des Hergebrachten und radikalen Bruch mit der Vergangenheit zustande gekommen sind. Reformfreude allein tut es auch heute nicht; sie führt zur Unruhe, zur Haltlosigkeit, zur pädagogischen Anarchie. Sie muß beraten, gemäßigt, erhoben sein durch die Rücksicht auf die Erfahrung der Jahrhunderte. Und diese ist eine christliche, aus dem Geist des Christentums erflossen und uns allen vermittelt durch unsern Glauben, unser Gewissen, ein unmittelbares Empfinden."

(Fortsetzung folgt.)

# Arme Kinder.

Pepino. — Der Vater war Maurer und Erdarbeiter, ein schmächtiger, dunkeläugiger Tessiner, flink und geschickt in seinem Handwerk. Die Mutter, eine Veltlinerin, ging bei gutem Wetter mit religiösen Bildern hausieren. Sie wußte ihre bunten Farbendruckabzüge so dringend und warm zu empfehlen, daß man fast nicht widerstehen konnte, ihr etwas abzukaufen. So verdiente sie Einiges an die Erhaltung der Familie. Pepino, der älteste der sieben Kinder mußte sich darum schon sehr frühe anschicken, Koch und Kindsmagd in einer Person zu sein. Waren Vater und Mutter fort, so war ihm der ganze Haushalt anvertraut, die zwei Kleinsten, die Zwillinge Luzia und Luzilla, dann die drei wilden Buben Jakob, Paulo und Petro und ein

Jahr jünger als er, die Maria, die ein liebes sanftes Mädchen war. Zum Glück hatten die Kinder einander lieb nach dem Vorbilde der Eltern, die auch gut zusammenstimmten und mit zärtlicher Liebe an den Kleinen hingen.

Als Pepino mit 6¾ Jahren in die Schule gehen mußte, gab es daheim eine große Lücke. Die Mutter konnte nur noch an seinen freien Tagen und am Abend, wenn er aus der Schule heimkam, auf den Handel ausziehen, und ihre Küchenkasse spürte das empfindlich. Für Pepino aber brach damit erst recht eine ernste, sonnenlose Zeit herein. Er mußte nach Schulschluß eilends nach Hause kommen und seine Hausmeisterpflichten erfüllen. Und seine schulfreien Halbtage mußte er ebenfalls auf seinem Posten ausharren. Die Mitschüler ergingen sich in Luft und Sonnenschein; er kannte nichts von solchen Freuden, höchstens, daß die Regagni Kinder an schönen Sonntagen mit den Eltern hinaus durften in Gottes freie Welt. Das war dann ein Fest, dem aber wieder sechs Tage voll Arbeit und Entsagung folgten. Pepinos Amt wurde erschwert durch den elterlichen Befehl, mit den Kleinen ja stets in der Stube zu bleiben, und dieser Befehl wurde fast täglich wieder erneuert. „Wir könnten keine Minute ruhig weggehen," sagte die Mutter, „wenn du mit den Kindern auf die Straße gingest. Denk doch, wie viele Fuhrwerke! Und wie viele böse Leute, die sogar kleine Kinder stehlen!" So blieb denn Pepino durch alle die Stunden und halben Tage auf seinem Platze, schob das Wägelchen der Zwillinge zunächst an das beste Fenster, gruppierte die andern um sich und wußte oft fast nicht mehr wie und wo wehren, so viel gab ihm die kleine Herde zu schaffen. Die Wohnung war düster, zu unterst in dem hohen Miethause, wo die Sonne an den langen Sommertagen nur jenes beste Fenster erreichte, die andern zwei, gegen Norden gerichteten aber im steten Dunkel ließ.

Pepino war in der Schule sehr fleißig und aufmerksam. Der Lehrer zählte ihn zu den besten, konnte aber nur mit Erbarmen seiner denken, und eines Tages behielt er ihn zurück; er war ihm heute auffallend ernst und bleich vorgekommen. — „Pepino, bist du krank?" fragte er.

„O nein!" erwiderte der Kleine.

„Hast du genug zu essen?"

„Ja, ja! Wir haben Polenta und Milch und Brot und Minestra genug!"

„Gehst du fleißig in die Sonne und an die frische Luft?"

„Nein, ich bleibe daheim bei den Kindern!"

„Tust du das gerne?"

„Ich kann es nicht anders machen. Wenn Vater und Mutter fort sind, muß ich doch da sein. Aber die Mutter sagt, später kommt es schöner; dann kann ich dem Vater verdienen helfen, und die Mutter bleibt daheim. Sie geht dann mit den Kleinen an die Sonne."

„Es ist schön von dir, Pepino, daß du so lieb zu deinen Geschwistern bist," lobte der Lehrer. „Darf ich einmal kommen und schauen, wo ihr zu Hause seid?"

„O ja!" Pepinos Augen strahlten. „Aber bei uns ist es nicht so schön wie hier in der Schule; doch später wird es schöner, sagt die Mutter. Dann ziehen wir hinauf in die oberste Wohnung, wo man die Sonne sieht!"

Die Unterredung war zu Ende. Hausmeister Pepino lief eilends heim.

„Armer Junge!" dachte der Lehrer, während er ihm nachschaute. „Noch 7 volle Jahre soll es dauern, bis du dein Gefängnis verlassen und höher hinaufsteigen darfst, hinauf, wo man die Sonne sieht!"

Es dauerte nicht so lange. — Der Lehrer hatte nicht nur ein offenes Auge, sondern auch ein offenes, liebewarmes Herz, das für die Kinder schlug. Er sorgte, legte Fürsprache ein, klopfte an manche Türe, und drei Wochen später hielten die Regagni Umzug in eine andere Wohnung, wo sie die Sonne sehen. Ihr früheres feuchtes, naßkaltes Heim darf nicht mehr als Wohnung vermietet werden. So hat es die Sanitätspolizei verordnet.

Pepino taut auf und mit ihm die Geschwisterchen, die Bleichmäuse. Die Mutter muß nicht mehr hausieren gehen. Der dadurch ausbleibende Verdienst wird ihr vergütet. Eine arme rechtschaffene Familie ist gerettet. Kein unglückbringender Strom wird sie mitreißen. —

Martha Grau. — „Ach, du armer Tropf," dachte die Lehrerin, als sich das Mädchen während des Schulkurses als neu eintretende Schülerin meldete. Ein so verwahrlostes Kind war noch nie hergekommen. Alles an ihm war Unordnung, Schmutz und Elend. Die schüchternen, fast ängstlich blickenden Augen aber verrieten, daß die Verwahrlosung nur das Aeußere in Beschlag genommen hatte. Frl. Lanz mußte

der Tränen wehren, so wurde ihr Herz von Mitleid erfüllt. Sie nahm eine Verschiebung in der Plazierung vor, so daß der vorderste Sitz beim Pult für Martha frei wurde. Diese saß mäuschenstille, ihr hageres, bleiches Antlitz gegen die Lehrerin gerichtet. An Schulsachen brachte sie fast nichts mit, wurde aber gleich am Schlusse des ersten Halbtages mit allem Nötigen versorgt. Sie war ein in allen Fächern weit zurückgebliebenes Kind. Das Zeugnisbüchlein, das aus der zuletzt besuchten Schule nachgeschickt wurde, gab den Grund hievon teilweise an. Martha war nämlich in den sechs vorausgegangenen Schuljahren von Dorf zu Dorf und von Schule zu Schule gewandert. Ehe sie sich in einer Gemeinde recht angewöhnen konnte, wurde die Miete wieder gekündigt, und weiter ging's. — Frl. Lanz erkundigte sich nach den Familienverhältnissen und erhielt zweifache Antwort: Das Ehepaar Grau sei dem Alkohol ergeben und habe ein schönes Heimwesen innert wenig Jahren vertrunken. Die Frau stehe auch noch in anderer Beziehung in schlechtem Rufe und habe einen schrecklich schmutzigen, unordentlichen Haushalt. — Die Kinder aber, von denen schon einige ihr Brot selber verdienen, seien gut veranlagt.

Jetzt begriff die Lehrerin, daß die arme Martha unter solchen Verhältnissen nicht gedeihen könne, und sie richtete ihr Verhalten darnach ein. Vor allem übte sie weitgehende Nachsicht, half dem Kinde nach, so viel sie konnte, schützte es vor Bloßstellungen und Beschämungen den andern Kindern gegenüber, gab ihm Weisungen über Reinlichkeit und Ordnunghalten allein, unter vier Augen, schenkte jedem kleinen Fortschritt ihre Aufmerksamkeit und konnte so das ängstliche Kind vor Mutlosigkeit bewahren, kurz, sie gab ihm, was die unglückliche Mutter ihm nicht geben konnte. Martha zeigte sich dieser Güte würdig, war gehorsam und fleißig und drückte ihre Freude und Dankbarkeit nicht in Worten, — sie redete wenig, — aber durch glückstrahlende Blicke aus. Sie holte noch Manches nach; an Anlagen hätte es ihr nicht gefehlt; aber leider waren dieselben verkümmert und erdrückt, und auf ein vernachläßigtes Ackerfeld ist nicht gut anpflanzen.

So ging das Schuljahr zu Ende und mit ihm Marthas Schulzeit, und von den Eltern hieß es, sie werden wieder weiter wandern. — Die Mutter wollte Martha in die Fabrik schicken, und wozu würde dann des Mädchens verdientes Geld gebraucht? — Und was konnte aus ihm werden, in doppelten Gefahren, daheim und in der Fabrik? — Nein! Dazu durfte es nicht kommen! Die Lehrerin verhinderte es. Martha wurde bevormundet, aus den tieftraurigen Verhältnissen herausgeholt und einer guten Familie übergeben. Sie ist eine tüchtige, brave Magd geworden, die ihrer Kindespflichten gegen die armen unglücklichen Eltern nicht vergißt. — Ein Menschenglück ist gerettet, und, wer weiß, wie viele andere mit ihm! —

# Bibliothekstübchen.

Schon liegt wieder ein Jahr hinter uns, für die Bibliothek das vierte. In diesem Jahr benützten dieselbe 74 Kolleginnen, nämlich 32 aus dem Aargau, 2 aus dem Kanton Bern, 13 aus dem Kt. St. Gallen, 3 aus dem Kt. Zug, 6 aus Wallis, 3 aus dem Kt. Appenzell, 5 aus dem Kt. Luzern, 1 aus Unterwalden, 4 aus dem Thurgau, 2 aus dem Kt. Zürich, 2 aus dem Kt. Basel, 1 aus Uri. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher beträgt 255; davon sind 137 aszetischen und 118 belletristischen, pädagogischen und geschichtlichen Inhaltes. Dann liegen noch zirka 140 Wünsche vor, ein Zeichen, daß die Bibliothek den Anforderungen an sie nicht mehr ganz gewachsen ist. Dem soll aber im nächsten Jahr abgeholfen werden, indem viele neue Bücher da und mehrere noch bestellt sind. So hoffe ich, daß bis Frühjahr ein neuer Katalog erstanden ist und daß so die Bibliothek wieder neues Leben bekomme. Jenen lieben Kolleginnen, welche so lange auf ihre Bücher warten mußten, danke ich herzlich für ihre Geduld. Alle aber bitte ich, der Bibliothek im neuen Jahr treu zu bleiben; denn sie ist, wenn auch eine papierene, so doch eine goldene Freundin. Möchten noch viel andere von den lieben Kolleginnen mit derselben in Verbindung treten.

Dem lb. Gott sei am Jahresende herzlicher frommer Dank für allen Segen!

Marie Schlumpf, Bibliothekarin.

Wettingen, 27. Dez. 1921.

7. Jahrgang Nr. 2. 16. Febr. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Brief ins Jenseits. — Arbeitsschule und Arbeitsprinzip. — Eine Illustration — Ruhe wirkt.

## Brief ins Jenseits.*)

### An Pauline Herber.

Meine liebe Selige!

Sechs Monate sind hingegangen seit jenem Sommerabend, da neben einen an Sie versandbereiten Dankesbrief für Namenstagsgrüße, -wünsche und -angebinde das Telegramm zu liegen kam: „Fräulein Herber sanft entschlafen. Beerdigung Montag.“

Jener Abend verging, die Tage Ihres letzten Gebettetseins über der Erde vergingen, die Stunde des Trauergottesdienstes für Sie verging. Sie, nein, Ihre Hülle ist hinausgetragen worden aus dem Haus an der Simmernerstraße in Boppard, das Sie den katholischen Lehrerinnen Ihres Landes und mir, Ihrer ausländischen Schreiberin, zum Heim gemacht, zum Mutterhaus des Geistes und zur Erholungsstätte der Seele. Lassen Sie mich schweigen über alle jene Stunden, Tage und Wochen. Sie haben Ihre Tränen nur im Verborgenen geweint, da wollen wir, die wir Ihnen nachzufolgen uns bemühen, es auch so halten.

Bitten und Wünsche anderer, das Drängen des eigenen Herzens wollten, daß ich von Ihnen schreibe. Immer wieder hab' ich's getan: für Tageszeitungen, für das Institutsheft von Menzingen, für das Gedenkbuch, das Ihr Verein in Ehrung Ihres Andenkens veröffentlichen will, und für das kleine Organ des Vereins katholischer Lehrerinnen der Schweiz. Und jedesmal, wenn ich die Feder nach dem Schlußpunkt weggelegt, meinte ich, zu Ihnen kommen und um Verzeihung bitten zu müssen, weil alles so klein, so armselig, so ganz unzulänglich war, was ich von Ihnen geschrieben. Sie selber müßten ja, den Blick in Ihre Gedanken- und Wissensweiten gerichtet, die schreibende Hand Ihrer Sekretärin nur als Werkzeug gebrauchend, Worte, Satzgefüge, den Geist und das Leben geben können. Was andere daran tun — und sind sie von dankbarster Liebe und Pietät auch ganz erfüllt — es ist nur Stückwerk, nur armseliges Fragment.

Eine Skizze Ihres Planens, Gründens und Schaffens, eine Skizze Ihres Vereins, wie Sie ihn erdacht und hochgebracht, das war die in strenge Kürze gefaßte Einleitung zu der gewollten Darstellung Ihrer Persönlichkeit, Ihres Wesens. Aber nun, da man immer dringender nach dieser frägt, da man den Ausdruck „Fräulein Herber in ihrem Privatleben“ geprägt hat, da ich Sie gleichsam von Ihrem Werke scheiden und ohne dieses von Ihnen schreiben soll, da steh ich rat- und hilflos da und muß gestehn: das kann ich nicht. Fräulein Herber und ihr Werk, Fräulein Herber und alle Aeußerungen ihres Lebens waren eins. Man kann nicht trennen in Privat- und öffentliches Leben.

*) Nachdem die Redaktion und mit ihr vielleicht auch die eine und andere Leserin schon lange Zeit umsonst auf die Darstellung des „Persönlichen“ in Pauline Herbers Leben gewartet hat, trifft heute zur Erfüllung der Erwartung dieser „Brief ins Jenseits“ ein. War diese Form für uns auch eine überraschende, so bei einigem Nachdenken doch nicht befremdend. Wir können verstehen, daß, wo so innige Lebens- und Seelengemeinschaft bestand, keine Biographie alltäglicher Art in der Zurückgebliebenen sich gestalten will. Uebrigens ermöglichen uns gerade diese Einzelzüge aus dem Leben Pauline Herbers, ihr Bild nicht nur als das eines überragenden Geistes, sondern auch als einer liebenswürdigen, fein harmonischen Persönlichkeit, einer Edelfrau im schönsten Sinn des Wortes uns vorzustellen. — Der zweite und Schlußteil des Briefes erscheint in unserer nächsten 8seitigen Nummer.

Und weil ich fürchte, mit dieser Erklärung nicht verstanden, nicht begriffen zu werden, und weil man in den Kreisen der katholischen Lehrerinnen der Schweiz doch noch mehr von Ihnen wissen möchte, darum flüchte ich mich zu Ihnen selbst, zu Ihnen, meine liebe Selige, und suche in einem Briefe an Sie alle die Erinnerungen zu sammeln und zu fassen, die ich aus trautem persönlichen Verkehr und aus ununterbrochenem Briefwechsel mit Ihnen in mich aufnehmen durfte und als kostbarstes Lebensgut bewahren will, bis wir — wann wird es sein dürfen? — uns wiederfinden und nie mehr, nie mehr lassen müssen.

Wissen Sie noch von jenem Frühlingsabend unseres ersten Sehens? Es war am 21. April 1910 abends zwischen 6 und ½7 in Ihrem Wohnzimmer. Man hatte mich, von Ihnen geschickt, am Bahnhof abgeholt und dorthin geführt. Ob Sie schon da waren, als ich kam, oder vom innern Zimmer her erst erschienen nach meinem Eintritt, das weiß ich nicht mehr; ich weiß nur, daß ich wie gebannt gewesen bin, als ich Sie sah. Vor Jahresfrist erzählten Sie einer Ihrer Vertrauten, ich hätte damals halblaut „Mutter" gesagt. Gedacht hab' ich das; vielleicht kam mir der süße Name nur selber unbewußt auf die Lippen. Ich trug ja noch die Trauerkleider um meine das Jahr zuvor vorausgegangene Mutter, und als ich Sie in dieser Frühlingsabendstunde erstmals schaute, meinte ich, sie, die Heimgegangene, verklärt in Ihnen zu sehen.

Meine ganze Seele war ergriffen und erstaunt zugleich.

Etwa eine halbe Stunde später machten Sie mir Ihren Besuch in meinem ersten Zimmerchen droben. Sie saßen, ich stand Ihnen gegenüber. In diesem Augenblicke mußt' ich stehen, als Sie Ihre weiße, Ihre wirklich weiße Hand mir entgegenboten mit dem Verlangen:

„Wir wollen einander immer offen alles sagen, dann werden wir uns schon verstehn!"

O wie faßte ich nach dieser Ihrer Hand! Wie ergriff mich dieses Verlangen! Sie kennen unser blaues Büchlein „Erinnerungen". Da stehen von diesem Abend unseres ersten Sehens die zwei Strophen:

„Als du zum erstenmal die weiße Hand
Zum Schicksalsgruß entgegen mir gestreckt,
Da wußt' ich, daß ich mehr als Brot nur fand,
Blaugolden war der Himmel aufgedeckt.
Es zwang mit starker Kraft mich hin zu Dir;
Und als ich zögernd erst noch prüfen wollt',
Sah mich die heimgegang'ne Mutter an aus Dir,
Da wußt' ich, daß ich ganz vertrauen sollt'."

War es am folgenden Abend, daß Sie den ersten Spaziergang mit mir machten? Droben in der schweizerischen Heimat hatte bei meinem Scheiden tags zuvor das ganze Frühlingsblühen noch in Knospen gelegen. Hier in Boppard, bei Ihnen, meine liebe Selige, hier standen die Kirsch- und Birnbäume schon in der Ueberfülle des Blütenschmucks; die Luft war wie voll Balsam von dem Duft der Verheißung, die da gewesen und langsam in die Anfänge der Erfüllung überging. Schweigend, übernommen von all dem wunderbaren Neuen, das mich umgab, von Ihnen zumeist, die Sie so froh und gütig, so als Herrin und als Mutter, so wie lang ersehntes, aber nie geglaubtes Glück mir zur Rechten gingen, kam ich mit Ihnen die Simmernerstraße herunter und den Eingang zum Heim die Gartentreppe herauf. Da wiesen Sie nach dem überhangenden Birnbaum zur Linken der steinernen Stufen und sprachen jenes erste Ihrer manchen Worte so voll Natürlichkeit und tiefer Symbolik zugleich:

„Die Blüten sind vorbei; nun müssen die Früchte kommen."

Wie sich das einversenkte in meine Seele, die wie in Wundern ging!

Wie das ins Herz mir kam, ins Gewissen, wie eine Verpflichtung, die Gott gegeben hat! Und wie oft mir diese Ihre Worte wieder ins Bewußtsein kamen seit jenem ersten Frühlingsabend an Ihrer Seite . . . . „Die Blüten sind vorbei; nun müssen die Früchte kommen!" . . .

Sie, meine liebe Selige, gingen damals Ihrem Erntefest entgegen, der Jubiläums-Hauptversammlung Ihres Vereins. Entwürfe, Einladungen, Ansprachen, Manuskripte und Korrekturbogen des „Ueberblicks der Geschichte des Vereins k. d. L." füllten Ihre Tage und bedeckten Ihre Tische. Ich durfte noch nicht in der Werkstatt bei Ihnen stehn. Ich sollte, nach Ihrem eigenen Wort, „zunächst als Pensionärin mit freier Verfügung" über meine Zeit die Verhältnisse in Boppard kennen lernen und nächst Pfingsten sollte es sich entscheiden, „ob und welcher feste Posten . . zusagen würde und . . übertragen werden kann".

Was Sie in die Einsamkeit meines noch bücherleeren Zimmerchens gaben, waren

sämtliche Jahresberichte des Vereins k. d. L. und die Biographie eines rheinischen Malers, über die Sie nachträglich eine Rezension erbaten, die erste, die ich Ihnen schreiben durfte. Aber eigentliches Studium waren mir Ihre Jahresberichte, die ich, noch in akademischer Gewohnheit befangen, den Hauptsachen nach wie Memorierstoff dem Gedächtnis einprägte.

„Dein erst Geschenk war tiefe Einsamkeit;
Da saß und sann und schrieb ich Tag um Tag,
Bin ganz Dein Werk in meinem Denken lag, —
Zu Wochen dehntest du die stille Zeit.

Und prüftest lang und frugst mit manchem Blick,
Indes mein Herz noch in der Heimat hing,
Ob du verknüpfest wohl mein jung Geschick
Dem Deinen, das zum Erntefesttag ging."

Dann ist der Erntefesttag gekommen, die Jubiläums-Hauptversammlung in Koblenz in den Pfingsttagen 16. bis 19. Mai 1910. Zum hl. Pfingst-, zum frohen Jubelfest hatten die „Heimchen", die ständigen Bewohnerinnen des Heims, mit goldener Kette Sie geschmückt, die goldene Taschenuhr mit dem schalegroßen Monogramm P. H. Ihnen geschenkt. Die Liebe und Freude hatte dazu gedrängt, und im Geiste seh' ich Sie noch in Ihrem schwarzen Seidenkleid mit der feierlichen Schleppe, die schöne Kette von den Schultern niederhängend, inmitten Ihrer zwei treuesten Hausgenossinnen über den Büroflur ins Wohnzimmer gehn. Ihr Antlitz war liebes Lächeln, Ihr Lächeln kindliche Freude über das festliche Geschenk. Wie haben Sie das ja so zu Eigen gehabt: diese Natürlichkeit unverhohlener, lieber Freude, mit der Sie immer, ob auch Beschenkte, die zumeist und am besten Schenkende waren! Die für meine Begriffe so große Feierlichkeit in Kleidung und Pracht des Schmuckes mochte meinen Gesichtsausdruck staunend und verlegen zugleich gemacht haben. Sie aber nickten mir zu: „Sehen Sie, was ich Schönes bekommen habe? Ist das nicht fein?" — — Eine Wolke kommt, dunkel und schwer — aber für Sie, meine liebe Selige, ist nun auch diese vorbei: Es war in den Spätwinterwochen des Jahres 1920; ich stand in einer Arbeitspause zu Füßen Ihres Krankenlagers; wir hatten eben Erinnerungen an jene frühern Jahre ausgetauscht und ich fragte, da Sie nach Ihrem kleinen schwarzen Uehrchen griffen:

„Wo haben Sie denn Ihre schöne goldene Uhr und Kette?"

Da schauten Sie mich an, als spräche ich von etwas, das Sie schon längst verlassen und sagten langsam, wie aus weiter Ferne:

„Das Werk der Uhr hab' ich noch hier; die Schale und die Kette hab' ich dem Vaterland gegeben. Es ist schon lange her."

Dann schwiegen Sie, und ich dachte: Umsonst geopfert!

Sie aber, die Sie so oft auf unausgesprochene Gedanken Antwort gegeben haben, sahen mich mit ihrem tiefen Schauen an und sagten:

„. . . . es hat dann doch an meinem Opfer nicht gefehlt."

Nein, an Ihrem Opfer hat es nie, nie gefehlt.

Das feine, silberumbordete Teilnehmerkärtchen der 25. Hauptversammlung liegt offen vor mir. Und daneben liegt das aufgeschlagene erste Heft der von Ihnen ein Jahr redigierten „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen". Wieder habe ich gelesen, was Sie damals dem zum Bischof von Speyer erwählten vorherigen Professor der Exegese und geistlichen Berater Ihres Vereins an Worten öffentlichen Dankes gewidmet haben. War auch sein Referat vom 3. Jubiläums-Versammlungstag über die Lehrmission der Frau in vergangenen Jahrhunderten schon im Jahrgang 1910 im vollen Wortlaut veröffentlicht worden, so fühlten Sie sich doch gedrängt, bei dieser Gelegenheit einzelne Stellen, die sich nach Ihrer Absicht „tief einprägen" sollten, noch einmal allen in Erinnerung zu bringen. Eine dieser von Ihnen ausgewählten Stellen lautet:

„Wer selber von der innern Wahrheitsfülle des Gottesreiches einmal durchleuchtet und durchwärmt ist, wird je nach seinem Können auch ein Apostel dieser Wahrheit werden."

Es war vier Monate nach Ihrem Aufstieg vom Glauben ins Schauen der Wahrheit, vier Monate nach Ihrem Heimgang von apostolischer Arbeit im Dienste dieses Glaubens zur Ruhe der Erfüllung, meine liebe Selige, da kam, in der Vormittagsfrühe des 30. Novembers, ein einsamer Besucher, der auf weiter Reise von einem Ende des deutschen Reiches bis nah an die entgegengesetzte Grenze in Boppard eigens

den D-Zug verlassen hatte, um Ihre letzte Ruhestätte zu segnen, um an Ihrem Grabe zu weilen und zu beten — nicht mehr als Professor, nicht als Bischof, sondern jetzt — Kardinal der heiligen Kirche, zu der Sie Ihre „Liebe und Treue bis zum letzten Atemzug" vor Jahresfrist noch schriftlich beteuert hatten. Es war derselbe treue Freund und Berater, dessen Worte vom glanzvollen Jubelfeste 1910 allezeit, besonders aber in den Leid- und Schmerzensjahren seit 1914 wie eine Bezeichnung Ihrer Tätigkeit und Ihres Wirkens gewesen sind: „Wer selber von der innern Wahrheitsfülle des Gottesreiches einmal durchleuchtet und durchwärmt ist, wird je nach seinem Können auch ein Apostel dieser Wahrheit werden."

Den Fest- und Freudentagen von Koblenz waren neue Arbeitswochen in Boppard gefolgt. Als Unbefangene, als bloß journalistische Berichterstatterin sollte ich vorgängig den nachzufolgenden stenographischen Berichten ein „Stimmungsbild" von dieser Jubiläums-Versammlung geben. Und ganz so, wie ich die „Stimmung" aufgenommen und empfunden, gab ich sie schriftlich wider. Da war es, daß ich Sie — das einzige Mal in meinem Leben — in erzürnter Strenge zu mir sprechen hörte, — das einzige Mal, daß Sie eine Arbeit mir zurückgewiesen haben:

„Das sind Schmeicheleien — die mag ich nicht."

Nein, es war nicht vorbedachte Schmeichelei, mag die Schilderung meiner Eindrücke auch schmeichelhaft für Sie gewesen sein. Wenn je an einen Menschen, dann doch ganz sicher nie an Sie hätte ich mit so etwas mich gewagt. Aber ich danke Ihnen, danke Ihnen heute noch für jene Zurückweisung. Es ist etwas so Köstliches, so Seltenes, dieses streng und wahrhaft Zürnende in Wort und Tat: „. . . Schmeicheleien — die mag ich nicht!"

Daß ich bei Ihnen bleiben und — lernen sollte, war Ihnen trotzdem, mir nun erst recht bewußt. Aber noch mußte ich, das war ja nur eine verlängerte Probezeit gewesen, noch einmal zurück in die Heimat, von der ich vermeintlich nur für kurze Zeit Abschied genommen hatte.

„Zur alten Heimat kehrt' ich, dort das Haus
Mir abzubrechen, das noch offen stand.
Du botest Gruß und Abschied mir mit Blick und Hand:
„Auf Wiedersehn!" — Und lachend zog ich aus.
Du bliebst. Doch nein — Du gingst ja neben mir
Als meines Schicksals geistgewordner Gruß;
Nichts wußt' ich mehr, als immer nur: ich muß!
So oft die Heimat frug: Gehst du von mir?"

Aber war denn das wirklich ein „Aus-der-Heimat-Gehn"? War das nicht viel mehr ein Heimkommen und Einverwachsen in geistigen Mutterboden, als ich, sechs Wochen später, wieder zu Ihnen kehrte und von Ihnen offen und klar auf Unangenehmes aufmerksam gemacht wurde, das in der Zwischenzeit sich dort ereignet und das auch mir von gleicher Seite vermutlich würde widerfahren können? O um diese Wahrheit, diese Offenheit, die nichts beschönigte, aber auch den Mut nicht lähmte, vielmehr den Willen stärkte und das Vertrauen rein und groß erblühen ließ!

Nun war ich aufgenommen in Ihre Arbeitsstätte. Nun sah ich Sie jeden Morgen nach heiliger Messe und Kommunion mit einer Handvoll neu eingetroffener Briefe, die Sie schon während Ihres Frühstücks geöffnet und durchgesehen hatten, ins Büro kommen mit dem lieben Gruß, in welchem Hoheit und Güte sich verbanden zu einem Sonnenschein, der den ganzen Raum durchleuchtete und durchdrang. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich das Arbeiten in solcher Freude, in solchem Glück gekannt. Es war die lebendige Uebertragung der Lienhardschen Worte der Odinstochter Allwiß an Wieland den Schmied: „Binde sie (deine Wichtel) mit stärkeren Ketten: laß sie *gern* dein Gold hämmern, laß sie mit *Lachen* ihr Handwerk tun — so entlaufen sie dir nicht. Gib ihnen Liebe, Wieland."

Wie haben Sie Liebe gegeben, Sie, meine liebe Selige! Wie war das ein „Handwerk tun" mit dem frohesten Lachen der Freude! Wie gern, wie gern haben wir — die Wichtel — Ihr Gold gehämmert! Wie war die aus fremdem Land Gekommene an Sie gebunden mit den stärksten aller Ketten, mit den Ketten der Liebe in weniger als halben Monats Frist!

Sie haben das bloße Arbeiten um Brot, das bloße Geldverdienen nie gekannt. Darum konnten Sie nicht wissen, wie geschäftlich das ist, wie gemessen und kalt der Verkehr

an solcher Arbeitsstätte. Darum auch konnten Sie nicht ahnen, welche Bewegung die Grundwellen meiner Seele ergriff, als ich am ersten St. Annatag dort draußen beim Kommen ins Büro ein von Ihrer Hand mit „innigsten Segenswünschen zum 1. Namensfest in Boppard“ beschriebenes Bildchen an meinem Platze fand. Und als ich zu Ihnen, die Sie schon in Ihrem kleinen Arbeitszimmerchen nebenan saßen, kam, um Ihnen für so liebe und gütige Aufmerksamkeit zu danken, da standen Sie — die Herrin — auf, nahmen meine Rechte in Ihre beiden Hände und sagten mir, als wüßten Sie meine ganze Vergangenheit:

„Wir gingen durch Feuer und Wasser, aber Du führtest uns heraus zur Erquickung.“

Woher hatten Sie das gewußt? Aus mündlicher Mitteilung nicht und aus schriftlicher auch nicht. Aber Ihr Wissen war ja oft ein so klares, wie Menschen allein es nicht vermitteln können.

Darf ich Ihnen noch mehr von diesem Namensfeste sagen? Es war ja gleichsam, wenn wir den darauf gefolgten Samstag noch dazu nehmen, die Ueberschrift zu unsern ganzen innern und äußern Beziehungen all die zehn Jahre lang, soll auch die Ueberschrift zu unserm Wiederfinden dort drüben sein!

Die Abrechnungen des Pariser Heims gaben den ganzen Tag viel zu tun. Im trauten, sonnigen Büro rückten die Stunden wie auf Flügeln von der Mittagsseite in den Abendhimmel hinein. Zur Ueberraschung vom Morgengruß war nachmittags Ihre wie bittende Entschuldigung gekommen:

„Es tut mir so leid, daß Sie an Ihrem Namensfest arbeiten müssen, aber ich konnt' es nicht ändern!“ — Wann hatte denn je einer meiner Arbeitgeber überhaupt auch nur gewußt, daß Namenstag war? Noch heute kommt mir das Lächeln, wenn ich daran denke. Und wann war das Arbeiten selber jemals so ein Fest gewesen, wie hier bei Ihnen? Aber ich fand keine Worte, Ihnen das alles zu sagen, achtete auch nicht, daß Sie das Büro verlassen hatten, sah Sie nur wieder in der offenen Tür, einen frischgepflückten Rosenzweig in der Hand:

„Meine liebe Sekretärin, da Sie doch Namenstag haben . . . .“

O es waren tief-, tiefrote Rosen, die an diesem Zweige blühten.

Samstags drauf, am Abend eh Sie selber in den verwickelten Geschäften nach Paris verreisen mußten, da war mir, als rüste meine zweite, meine geistige Mutter zur Fahrt, und die ersten Wölklein Abschiedsleides — ach, es waren noch leichte weiße Schäfchen — gingen über meinen Blauhimmel hin. Erst stand ich vor Ihnen, dann zog es mich auf die Kniee.

„Nun denn!“ sagten Sie und bezeichneten mich mit dem Kreuz.

„Der Zeichen drei in einer kurzen Frist
Gabst Du mir hin, als sei Dir offenbar,
Was Einst und Zukunft meines Lebens war,
Drei Zeichen, die man niemals mehr vergißt:

Psalm 65; dann, als Tagesrest,
Purpurne Rosen zwei an einem Ast,
Und dann, wie von Prophetengeist erfaßt,
Ein Kreuz auf meine Stirn. O, das hielt fest.“

# Arbeitsschule und Arbeitsprinzip.

Von J. Bußmann, sen.

(Fortsetzung.)

In einer Schule, wo der staatsbürgerliche Unterricht als oberstes und einziges Ziel aller Erziehung angestrebt und die religiös-sittliche Erziehung beiseite gesetzt wird, in einer solchen Schule kann auch unmöglich eine religiöse Atmosphäre herrschen. Es fehlt der religiöse Geist, der den ganzen Schulorganismus beherrschen soll. — Die Religion ist aber das einzige Hilfs- und Rettungsmittel die zerfahrene Menschheit unserer Zeit aus dem Sumpfe der Lasterhaftigkeit, Genußsucht und Anarchie zu heben.

Folgerung: eine Schule, die nur rein staatsbürgerliche Ziele verfolgt, ist abzulehnen.

Die neue Schule, sagen ihre Anhänger, sei ein wesentliches Mittel zur Charakterbildung. Es wird aber, um diesen Zweck zu erreichen, verlangt, daß der freie Wille des Zöglings sich frei entfalten könne und daß seinen Handlungen kein Hindernis entgegengesetzt wird. Wenn man ihm immer vorschreibt, was er tun und lassen müsse, so sei die Entwicklung eines festen Charakters unmöglich. Aus dieser Forderung ist

dann die Selbstregierung der Schüler entsprungen, welche aber für unsere Volksschule durchaus nicht zu empfehlen ist. Diesbezüglich gemachte Versuche haben zu keinem befriedigenden Resultat geführt.

Damit der Wille stark werde, meint Kerschensteiner, müsse er Bewegungsfreiheit haben. Man könnte auch gegenteiliger Meinung sein. Die Uebung ist das hauptsächlichste Mittel der Willensbildung. Der Wille gibt sich aber nicht nur im Arbeiten und Handeln kund, sondern auch in der Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung.

Förster bemerkt zutreffend: „Nicht das Verlangen des Genußmenschen in uns nach Reiz, Spiel und angenehmer Unterhaltung, sondern das Verlangen des Willensmenschen und Geistesmenschen nach Besiegung von Schwierigkeiten und Herrwerden über den Stoff soll gerufen werden." „Jede Uebung, die den Willen anspannt, hat in dieser Hinsicht ihren Wert. Das beständige Zurückdrängen und Niederringen der natürlichen Schwäche ist eine der besten Schulen der Charakterbildung," sagt ein großer Schulmann.

Also beherrschen soll sich das Kind lernen! Das wird das Richtigere sein, als ihm zu viel Freiheit zu lassen und wie eine neuzeitliche pädagogische Strömung sich ausdrückt: „Tue dem Kinde keinen Zwang an."

Man klagt heutzutage so viel über die Charakterlosigkeit der Menschen. Wird durch die mod. Arbeitsschule dieses „Uebel" nur im geringsten verringert? Gewiß nicht! Aber ein anderes Mittel gibt es und zwar ein probates; das würde helfen, wenn es angewendet würde und hätte größeren Erfolg als alle pädagogischen Neuerungen und Reformen. Es ist zwar ein altes Rezept, doch wird es nie veralten. Es lautet: „Mehr Religion". Mehr Religion; mehr katholische Luft nicht nur in Parlamenten, Ratssälen, Vereinen, sondern besonders in den Schulen. Die Religion muß den ganzen Unterricht durchdringen. So hieß es vor nicht langer Zeit in der Schweizer-Schule. Denn „die Religion ist die beste Stütze des Charakters" sagt ein Pädagoge unserer Zeit.

Und dieses angegebene Mittel ist allein nur imstande, die richtige und so notwendige Arbeitsfreudigkeit hervorzurufen und zu heben. — Die Religion adelt die Arbeit. Der Nährvater Jesu war ein Zimmermann. Man will heute nicht mehr arbeiten, weil man zu wenig Religion hat: man arbeitet eben nicht mehr, weil es Gott so haben will und weil die Arbeit in guter Meinung verrichtet himmlischen Lohn einträgt, sondern bloß darum, um sich durch die Welt zu schlagen und nicht verhungern zu müssen. Die Religion ist das einzige Mittel und nicht die moderne Arbeitsschule, die Arbeitsfreudigkeit zu heben.

Man sagt ferner, durch den „Arbeitsunterricht" erziehe man den Schüler zu exakter Arbeit. Tut das die Lernschule nicht auch, wenn sie verlangt, daß alle Zeichnungen und schriftlichen Aufgaben sauber und korrekt ausgeführt werden müssen?

Den Vorwurf, der gegen die Arbeitsschule erhoben wird, sie erziehe alle Menschen zu Handwerkern oder wolle sie wenigstens für das Handwerk vorbereiten, suchen die Neuerer dadurch zu entkräftigen, daß sie einwenden, die Mädchen haben schon lange ihren Handarbeitsunterricht und niemand habe etwas dagegen. Dieser Vergleich hinkt gewaltig, denn was die Mädchen in der Arbeitsschule lernen, brauchen sie ihr ganzes Leben! Die Frauen der höchsten Stände beschäftigen sich mit Nähen, Flicken, Stricken, 2c. so gut, wie die Frauen des Taglöhners und Arbeiters.

Ein obligater Arbeitsunterricht, wie er geplant ist, der nicht in Beziehung zum übrigen Unterrichte steht, mag für städtische Verhältnisse ganz am Platze sein. So bekommen die Knaben ein nützliches Feld der Selbstbetätigung. Von den Gassen werden sie und vom losen Treiben in die heimeligen Werkstätten gezogen, wo sie viel Nützliches lernen können und wo sich herausstellt, wer Befähigung zu einem Handwerk hat.

Hier sollte aber wieder erwogen werden, daß Fähigkeit und Neigung noch nicht die einzigen Merkmale sind, die zur Ergreifung eines Berufes berechtigen. Es gehört dazu auch die reine Absicht. Hören wir, was J. B. Krier (Der Beruf) sagt: „Jeder soll aus höhern Gründen seinen Stand wählen, nicht aus selbstsüchtigen, etwa um ein bequemeres Leben zu führen, Reichtümer zu erwerben, Ehre und Ruhm bei der Mit- und Nachwelt einzuernten. An den höhern, übernatürlichen Beweggründen erkennt man die Echtheit des Berufes."

Es liegt die Gefahr nahe, daß das, was man unter dem Namen Arbeitsschule einzuführen beabsichtigt, dennoch keine Ar-

beitsschule im Sinne Kerschensteiners werde, sondern, daß sie sich zu einer bloßen „Spiel- und Gfätterlischule“ verflache. „Werk- und Werkstattunterricht können beide vorhanden sein und dennoch kann die Schule des Charakters einer echten Arbeitsschule entbehren. Auf das Erarbeiten kommt es an, denn nur durch das Erarbeiten bilden sich die Seelenfunktionen in ihrer Totalität.“ (Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule.)

Es ist keine leichte Sache, einen Arbeitsschulunterricht zu erteilen, wie er eben sein soll. Darum fordert man hiefür eigene Lehrkräfte (wie Gesang-, Turn- und Zeichenlehrer), die sich besonders eignen und eine sorgfältige Schulung erhalten hätten.

Und was sagt Münch (ein Vergötterer des neuen Systems) dazu. Er schreibt (Die Kunst Kinder zu unterrichten, Seite 15) wörtlich: „Weniger angenehm im Sinne der Behaglichkeit ist die Arbeitsschule freilich für den Lehrer. Sie fordert stärkste Anspannung seiner Kräfte, größte didaktische Gewandtheit, Blick für die Umwelt des Kindes, psychologische Tiefenschau, methodische Griffigkeit, den Willen trotz aller Lehrplanfreiheit sich den Weg durch das Fahr auf das denkbar genaueste abzustecken, und Verzicht auf Katheberbequemlichkeit. Und Nerven fordert sie! Denn die Kinder dürfen eben wieder Kinder sein, spielfrohe, schwatzende Menschenkinder.“

Wir wollen nicht unterlassen, die Meinung von Dr. theol. F. X. Eggerdorfer, München, hier anzuführen: „Ueberall dort, wo es der „Arbeitsschule“ nicht gelingt, das Prinzip „der freien Selbsttätigkeit“ mit geregelter Arbeit und bewußtem Erkenntnisfortschritt der Zöglinge zu verbinden, wird sie die Anerkennung „christlicher Erziehungsweisheit“ nicht gewinnen. Wie scharf wird der Lehrer in der Arbeitsschule unterscheiden müssen zwischen Interesse und Vorwitz, zwischen Arbeit und Tändeln, zwischen Arbeitsfreude und Mutwille; wie fest wird er das Ziel seines Unterrichtes im Auge behalten müssen, wenn ihn die freie Rede und das ungehemmte Tun der Kinder ständig davon abzudrängen versuchen.“

Gewöhnlich fragen die Leute bevor sie etwas kaufen, was das „Ding“ kostet. Aber sogar große, vor dem abscheulichen Kriege blühende und wohlhabende Gemeindewesen fangen an zu sparen, was sehr lobenswert ist. Aber sie tun das nicht, um sich Reichtümer zu erwerben, die Rost und Motten verzehren, sondern um aus dem finanziellen Sumpf herauszukommen, in welchem sie fast zu ersticken fürchten.

So wird man in den zunächst interessierten Kreisen sich fragen müssen, erfordert die Arbeitsschule auch finanzielle Opfer, wenn ja, wie groß sind dieselben?

Daß zum zweckmäßigen Betrieb der schon öfters genannten Schule spezielle Lehrkräfte erforderlich sind, ist bereits erwähnt worden. Es braucht auch entsprechende Lokalitäten und zweckentsprechende Werkzeuge für Holz- in der Unter- und für Holz- und Eisenbearbeitung auf der Oberstufe. (Für jeden Schüler braucht es nach Kerschensteiner je 1 Stück: Parallelschraubstock, Gehrungsschneidlade, Einstreichsäge, Raspel, Schlichtfeile halbrunde, Schlichtfeile rechteckige, Hammer, Beißzange, Flachzange, Nagelbohrer und Maßstab.) Man braucht auch verschiedene Schrauben und Stifte, ferner Holz, Leim, Spiritus, Beize, Papier. Zum allgemeinen Gebrauch für 25 Schüler sind angeführt: 12 Schraubenzwingen, 6 Stück kleine Bohrer, 1 Stück Trillbohrer, 2 amerikanische Schneckenbohrer. Man möge also selber ausrechnen, was dieses alles etwa kosten würde. (Der Kostenpunkt könnte allerdings nicht allein ausschlaggebend sein.)

Man hat schon von da und dort her Vorschläge im Sinne der „Pädagogik der Tat“ (so wird die Arbeitsschule auch genannt) vernommen, welche ein berechtigtes Kopfschütteln verursacht haben, z. B. dem eigentlichen Schreibleseunterricht einen Jahreskurs vorangehen zu lassen, in welchem sich die Kinder in der Hauptsache nur mit manuellen Betätigungen zu beschäftigen hätten. Oder noch ein Beispiel: der Strickunterricht in der Anfängerklasse der schon längst bestehenden Mädchenarbeitsschule müsse — weil zu schwierig — abgeschafft und dafür ein Kurs hauptsächlich in Scheren von Papier eingeführt werden. „Grau ist alle Theorie.“ — Wie freut sich das achtjährige Mädchen, wenn es den ersten Strumpf vollendet hat. Es sieht den schönen Erfolg seiner Arbeit, die es mit Lust und Leichtigkeit zustande gebracht hat.

Allerdings, wenn man ein neues Gebäude an Stelle eines alten erstellen will, so muß das alte zuerst niedergerissen werden.

Wie schon oben erwähnt, hat die Lernschule auch ihre Mängel; aber auch vielfach werden ihr unbegründete Vorwürfe gemacht. „Je nach dem mer eim will, steckt mer ihm ne Maie oder e Bäsestiel.“ (Sprichw.)

Dennoch können wir uns nicht als Freunde der „Arbeitsschule als Fach bekennen. Wir sind Anhänger der alten Schule, möchten diese aber ausbauen, indem wir diese auch zur Arbeitsschule machen, aber zur Arbeitsschule als Prinzip, worüber die folgenden Zeilen handeln sollen.

### II. Die Arbeitsschule als Prinzip.

Jede Schule, die auf Selbsttätigkeit des Schülers, auch auf die rein geistige hinarbeitet ist eine Arbeitsschule. Neue geistige Werte schaffen, ist auch Arbeit.

Jede manuelle Tätigkeit ihrer selbst wegen ausgeführt, das ist die eine Richtung der Anhänger der Arbeitsschule. Die andere Richtung — und zu dieser gehören wir — will das Arbeitsprinzip nur in den Dienst der Geisteskultur gestellt wissen. Wir halten es nicht mit jenen, die den Werkunterricht höher einschätzen, als Geistesarbeit. Es ist auch ein Zeichen unserer materialistischen Zeitrichtung, daß sie den Körper höher einschätzt als den Geist — man denke an den modernen Körperkult unserer Tage — und geistige Arbeit kaum noch zu würdigen weiß. (Man denke an Oesterreich.)

Soll der Arzt ein Mittel verabreichen, so muß er doch zuerst wissen, was dem Patienten fehlt. — Krank, sagt man in pädagogischen Reformkreisen, sei unsere alte Schule und prophezeiht ihr ein baldiges Ende. — Wir wollen die Sache näher untersuchen und event. nach geeigneten Mitteln Umschau halten, um dem „Patienten“ wieder auf die Beine zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

# Eine Illustration — Ruhe wirkt.

Im Seminar! — Die ganze Klasse studierte eifrig für den kommenden Schultag. Ich saß über der Mathematik. Da setzte ich meinen ganzen Stolz ein, volle Arbeit zu leisten, auch wenn es sehr stiefmütterlich auf Kosten der übrigen Fächer ging.

„Extreme berühren sich“ oder besser: die Vorsehung unserer Lehrerin setzte mich neben ein Menschenkind, das die gesamte Zahlenweisheit vergeblich ins Pfefferland wünschte. „Im Hinblick auf den bessern Platz im Himmel“ ließ ich oft mit schwerem Unmut, aber doch mit mehr oder weniger freundlicher Miene die sauer-verdienten Resultate kopieren.

An diesem Abend rechnete ich bereits seit 2 Stunden aussichtslos an endlosen Multiplikationen und nieſtimmenden Divisionen. Die Zeit raste und meine Aufregung stieg von Minute zu Minute. In diese nervenfressende Viertelstundenewigkeit verirrte sich die untertänigste „herzlichste“ Bitte meiner Nachbarin um die bisher gelösten Rechnungen. Das fehlte noch! Ich hatte zum Drauslaufen genug! Und gar noch Tränen?! Damit war meine Selbstbeherrschung dahin. „Ich stieg“, warf das Tintenfaß wie einmal Luther in vollem Schwunge übers Pult und schoß den Federhalter wütend nach. — Da war alles ruhig — und ich auch. Ich fühlte die Augen Aller fragend auf mich gerichtet, und erwartete mit Gemütsruhe meine Standpredigt über: Früh übt sich, was ein Meister werden will, von unverantwortlich über die Schnur hauen, vom augenscheinlichen Beweis meiner Unfähigkeit zum Lehrberuf ꝛc. Ich sah den Vater die Stirne furchen über meiner unbegreiflichen Anstandsnote und stand bereits aus dem Institut fortgewiesen auf der Straße. Ich wollte von Allem nichts hören und wartete — zur Verteidigung bereit — um mit dem ersten Wort die Primzahlen von 1—100 abzuorgeln — zur Uebung. Aber alles blieb totenstill! — Verwundert blickte ich auf und sah — — so wortlos still muß einmal das Weltgericht sein.

Ganz langsam, furchtbar langsam legte die Lehrerin den Federhalter weg, — verschränkte die Arme, wieder so strafend langsam — es schien ein Höllenjahr — und dann schüttelte sie unzufrieden den Kopf, mit der gleichen majestätischen Ruhe, als käme alles aus der zeitlosen Welt.

Ich hatte genug, stand vernichtet auf, holte mein „verschleudertes“ Eigentum und putzte die Flecken auf.

Nie hat die Lehrerin ein Wort über die Sache verloren, (es hätte auch nur verwässert) aber sie hatte von da an viel viel Gewalt und mein tätlicher Jähzorn war für immer gebrochen.

L. Sch.

7. Jahrgang Nr. 3. 16. März 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Arbeitsschule und Arbeitsprinzip.

## Arbeitsschule und Arbeitsprinzip.

Von J. Bußmann, sen.

(Schluß.)

Die Ankläger werfen uns vor, die Lernschule als Erziehungsschule habe versagt. Die Zunahme der Verrohung und Zügellosigkeit, das Anwachsen des Verbrechens unter den Jugendlichen suchen sie in der jetzigen pädagogischen Richtung zu finden. Es ist dies ein schwerer Vorwurf, den wir nicht auf uns sitzen lassen können. — Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die heutige Schule zu einer nicht ganz einwandfreien Geisteskultur geführt hat. Zu viel Stoff in unsern Lehrplänen, zu viel Wissensballast. Wissen allein kann weder ein Volk, noch den Einzelnen glücklich machen. Förster behauptet: „Nur, wer das Leben kennt, der wird wissen, wie wenig tiefere Bildungskraft dem bloßen Wissen innewohnt — ja — wie dieses Wissen sogar schaden und dem bloßen Dünkel dienen kann, wenn es nicht von früh an der Charakterbildung untergeordnet wird.“ — Also mehr Willensbildung, mehr Erziehung zur Tat.

Diese Forderung kann durch Hochhaltung des Arbeitsprinzips in der Volksschule nachgelebt werden, indem wir den Schüler zur Selbstätigkeit anhalten. Wie viele Verbrechen entstehen einzig dadurch, weil der Wille zum Arbeiten fehlt! Müssiggang ist aller Laster Anfang.“ Die Zügellosigkeit und das Verbrechertum haben ihre Wurzel gewöhnlich nicht in dem zu vielen Wissen, sondern man könnte fast glauben in dem zu „wenig Wissen“, denn es sind meistens Leute, die nicht einmal den Inhalt des Katechismus kennen, die den Gerichts- und Strafbehörden am meisten zu tun geben. Es sind Kreaturen, die gerne wenig arbeiten und gut essen möchten und bei denen es heißt: es gibt keinen Gott, keine Ewigkeit, keine Wiedervergeltung. Laßt uns fröhlich sein und das Leben genießen, denn mit dem Tode ist alles aus. —

Erziehen wir daher die Kinder zur wahren Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. Faule Kinder sollen aufgerüttelt werden. Nachlässigkeit ist meistens bloß eine Folge der Faulheit: schmutzige Hände und schmutziges Gesicht, zerrissene Kleider, unsaubere Tafelrahmen, das häufige Zuspätkommen (kann auch vom Elternhaus aus ein Verschulden vorliegen, woran das Kind keine Schuld trägt). Dem so lästigen einander Abschreiben muß unbedingt der Riegel geschoben werden. Entweder ist das Kind zu träge, eine Aufgabe selber zu machen, dann verdient es Strafe, daß es diese nach der Schule machen muß oder es versteht die Aufgabe nicht und dann ist Nachhilfe von Seiten des Lehrers nötig.

Man wirft der Lernschule ferner vor, sie treibe Anschauungsunterricht, aber die Anschauung nehme nur Gesicht und Gehör in Anspruch, während die Arbeitsschule alle Sinne in den Dienst der Anschauung stelle. Namentlich auch auf die Ausbildung des Tastsinns legt die Arbeitsschule großen Wert und auf richtiges Sehen, sodaß der Schüler das Geschaute auch darstellen kann. Nur so kommt er durch die Anschauung zum richtigen Denken über das Ding. Das alles weiß die Lernschule schon lange, aber es kann nur von Nutzen sein, wenn uns jemand wieder daran erinnert.

Wenn man der alten Schule vorwirft, sie habe einen zu stark mit Stoff belasteten Lehrplan, sie ziehe Sachen heran, die für das Kind kein Interesse haben, weil sie weit außer seiner Sphäre liegen, sie lehre zu

viel für die Schule und zu wenig für das Leben, so muß man zugeben, daß das nur zu wahr ist. Es sollte mehr in die Tiefe als in die Breite gearbeitet werden. Das ist aber bei dieser Stoffbelastung nicht möglich. Das hat die Schule am meisten in Mißkredit gebracht, dieses Eindrillen von allem möglichen Stoff in unverdaulichen Mengen. — Wir wollen auch hier eine Lehre daraus ziehen. *Wir wollen von den Kindern nicht zu viel verlangen:* in der Unterschule keine schriftlichen Hausaufgaben, in der Oberstufe nur wenig, nicht zu viel auswendig lernen und nur das, was die Kinder verstehen, immer auf die Hauptsache zurückkommen und die Nebensache auch nebensächlich behandeln. Wir wollen durch zu vieles Lernen aufgeben den Kindern die Schule nicht verleiden, sondern durch einen interessanten Unterricht ihnen diese lieb machen. — Wenn die Schüler gerne in die Schule kommen und gerne arbeiten, so entspricht das dem Wesen des Arbeitsprinzips.

*Man halte die Schüler zum Beobachten an:* schaut der Schwalbe zu, wie sie ihr Nest baut, wie die Pflanzen keimen, wie die Blume aus der Knospe hervorbricht, wie die Spinne ihr Nest baut, wie die Bienen Höschen sammeln, u. a. Solche Beobachtungen regen zum Denken an und haben einen bildenden Wert.

*Sollen die Schüler zum eigenen Denken angehalten werden, so darf der Lehrer ihnen nicht alles vorschwatzen.* Auf diese Weise würde die Selbsttätigkeit lahm gelegt. „Alles Lernen der Jugend soll Selbsttätigkeit, freies Erzeugen aus sich selbst, lebendige Schöpfung sein." (Münch.) Ohne richtige Vorstellungen und Begriffe ist ein logisches Denken gar nicht möglich. Das Denken erfordert auch Zeit. Also muß man durch einen praktisch erteilten Anschauungsunterricht dem Denken die richtige Unterlage geben und dem Schüler auch die nötige Zeit lassen sich zu sammeln und die Sache zu überdenken. — Es ist deshalb nicht richtig, dem Schüler immer ins „Wort zu fallen" und an seinen Gedanken zu zupfen. „Sollen die Schüler reden lernen," bemerkt Kehr, „so soll der Lehrer schweigen lernen."

*Müssen Fragen* gestellt werden, so geschehe es nicht in der Weise, daß die Kinder antworten können, ohne dabei etwas zu denken. Durch entsprechende Betonung in der Fragenstellung ist von den Schülern jede gewünschte Antwort zu erhalten. Die Antwort soll in einem ganzen Satze erfolgdn und nicht bloß in „Ja" oder „Nein" bestehen können. — *Die Schüler denken lernen, ist nicht so leicht, aber überaus wichtig!* Münch verwirft das Stellen der Fragen an die Schüler und macht sich darüber lustig. Er bemerkt: „Die Arbeitsschule hat ihre eigene Meinung über den Wert der Frage. Sie ist der Ansicht, nicht der soll fragen, der alles weiß, sondern der, der nichts weiß, aber gerne etwas wissen möchte." Sind wir auch dieser Meinung? —

*Man vermeide ganz besonders auch beim Unterricht nach der Schablone zu arbeiten.*

Als ich noch in die Primarschule ging, fragte der Hr. Inspektor jeweilen bei Schulbesuchen: Was kann man von einem Dinge aussagen? Antwort: 1. Was ist es? 2. Welche Teile hat es? 3. Wie ist es? 2c. Solche Schablonenreiterei kommt heute hoffentlich nicht mehr vor; aber es gibt der Schablonen noch genug andere, wenn auch nicht so krasse, wie die eben angeführte. Schablone ist nichts anderes, als ein gewisser Drill und *der Drill widerspricht dem Wesen des Arbeitsprinzips.*

Es wird der Lernschule einseitige Gedächtnisbildung vorgeworfen. Ich habe mich oben schon gegen das übermäßige Auswendiglernen gerichtet. Mit Recht bemerkt der alte Kellner: „Fassen wir die Unterrichtsgegenstände nicht als Selbstzweck, sondern mehr als Mittel zum Zwecke einer höhern *Kultur des Verstandes und Herzens* auf."

*Unsere Schule soll auch im Sinne körperlicher Betätigung im Dienste des Arbeitsprinzips stehen.*

Die Schüler sollen zu Verrichtungen aller Art im Schulzimmer oder im Schulgarten angehalten werden: die Hefte austeilen und einsammeln, die Wandtafel reinigen, in den Pausen die Fenster öffnen und schließen, Papier und anderes auf dem Zimmerboden oder Schulhausplatz auflesen, die Schulgeräte abstauben, die Blumenstöcke im Schulzimmer begießen und in Ordnung halten, die Feder nach jedem Gebrauche zu reinigen, die Bücher einzufassen 2c. — Die Kinder sollen über den *Wert der Arbeit* und die *Folgen des Müssiggangs belehrt* und zu gegenseitiger Hilfe stets bereit zu sein, aufgemuntert werden.

Wenn etwas auf den Schulzimmerboden fällt, soll das erste Kind, das es sieht, aufheben. Sie sollen sich stets flink und anstellig zeigen. Das alles hat auf das spätere Leben einen größern Einfluß als man glaubt.

Man lehre die Kinder, daß sie jede Sache, die sie brauchen, an den bestimmten Ort legen. Nichtbeachtung dieser Forderung entspringt nichts anderm als der Gleichgültigkeit und Trägheit.

Nach diesen Bemerkungen, die mehr allgemeiner Natur sind, soll in folgendem noch kurz die Rede sein, wie die einzelnen Lehrfächer dem Arbeitsprinzip dienstbar gemacht werden können.

Religionslehre. Beobachtung, Anknüpfung an die Erfahrung, Nachhilfe durch Bilderwerke, Zeichnungen 2c. Die Liturgie stehe im Dienst der Religionslehre. Besuch der Kirchen: Erklärung der Bilder, allegorischen Figuren, der Stationen 2c. Die Kinder sollen die bibl. Geschichte innerlich erleben, z. B. sie versetzen sich im Geiste nach Bethlehem. Joseph und Maria kommen abends spät. Sie suchen die Häuser ab, um eine Herberge zu bekommen. Niemand will sie aufnehmen — es sind arme Leute. Etwas betrübt, aber nicht verzagt gehen sie weiter 2c.

Rechnen. Man übe die Kinder viel im Messen, Schätzen und Wägen. Die Schüler müssen dies selber besorgen. Eine Wage nebst Gewicht sollte zur Verfügung stehen, ferner 1 l, 1 dl, 3 dl, 5 dl, 1 Meterstab, 1 dm, 1 cm, 1 $m^2$, 1 $dm^2$, 1 $cm^2$, 1 $dm^3$, 1 $cm^3$, 1 Zählrahmen 2c. Wenn die Kinder selber messen und wägen können, bekommt die Sache eine gewisse Anziehungskraft, das Interesse gewinnt und alle Kinder sind im Geiste dabei tätig. — Mittelst Franken kann man die Hunderter, mit „Batzen" die Zehner und mit Rappen die Einer darstellen. In keinem Fache wird wohl die Selbsttätigkeit mehr in Anspruch genommen und durch kein Fach wird der Geist so trainiert, wie im Kopfrechnen. Das Kopfrechnen werde also gehörig ein- aber auch nicht überschätzt. —

Man entwickle die Zahlbegriffe gut, fahre langsam und lasse allen unnützen Ballast beiseite, verlange dann aber auch, daß alle Schüler selbständig arbeiten, was nur eine große Selbsttätigkeit ermöglicht. Aufsatz. Die neueste Forderung, die an den Aufsatz gestellt wird, geht dahin, die Schüler nur von dem schreiben zu lassen, was sie selber gesehen, miterlebt haben: im Schulzimmer, vor dem Schulhause, am Brunnen, auf dem Spielplatze, am Bache, beim Fischen, an einem Ausfluge, an einem Feste 2c. In früherer Zeit hat man auch solche Themen bearbeiten lassen, aber der ganze Aufsatz wurde vorher besprochen „in schulische Bewirtschaftung genommen" meint ein „Pädagoge der Tat." „Die Kinder bekamen Fingerzeige, was sie hätten erleben müssen, und sie bekamen rippenstoßähnliche Fingerzeige, wenn sie etwas erlebt haben wollten, was dem Lehrer nicht in den Kram paßte." Ist das nicht auch ein Rippenstoß und kein sanfter, wie wir es beim Aufsatzunterrichte nicht machen müssen. — Themen: Wenn ich reich wäre, u. a. gehören nicht hieher, denn das ist nichts Erlebtes, sondern ein bloßes Phantasieprodukt, was da herausschaut. „Lassen wir das Kind mit der Feder in der Hand ein Kind sein!" So sagt ein Moderner. — Das hat auch seine Schattenseite. Aus diesen freien Aufsätzen entwickelt sich nicht die richtige Schreibart, — der Styl.

Lesen. Wie beim Religionsunterrichte soll auch beim Lesen der Inhalt des Lesestückes vom Kinde geistig erlebt werden. Die handelnden Personen ziehen im Geiste an ihm vorüber. Es hat schon den Dorfschmied bei seiner Arbeit gesehen. So sieht es auch den Nagelschmied (der Graf und der Nagelschmied) am Amboß stehen, wie er den Blasebalg zieht, wie er die glühenden Eisenstangen aus dem Feuer zieht 2c. Neben ihm steht der Graf und schaut ihm zu. Ihr habt wohl noch keinen Graf gesehen? Wie mag wohl ein Graf gekleidet sein? Was werden der Graf und der Nagelschmied mit einander gesprochen haben. Was wird der Schmied zu ihm beim Weggehen gesagt haben 2c.

Geschichte. „Wer durch zeitgenössische Schilderungen und anderes Quellenmaterial oder nur aus der Lektüre von historischen Schriften der Gegenwart historische Kenntnisse selbständig erarbeiten läßt, der gestaltet den Geschichtsunterricht nach dem Prinzip der produktiven Arbeit." (Kerschensteiner.)

Geographie. Beobachtungen in der Natur, auf Spaziergängen dienen dem heimatkundlichen Unterricht. Zeichnen von Stegen, Brücken, Toren, Wegweisern, Feldkreuzen. — Die Schüler können zum selbständigen Denken angehalten werden, wenn

man etwa frägt: wie lang mag die Brücke sein, wie breit der Fluß, wie hoch der Kirchturm, wie viele Tagreisen sind nach Rom, wie hoch dieser Berg, wie breit das Tal, wie viele Kilometer nach Luzern 2c. Sandkasten zur Veranschaulichung von Berg, Tal 2c. werden sehr empfohlen.

Zeichnen. Dieses ist in den Dienst verschiedener Unterrichtsfächer (außer den oblig. Unterrichtsstunden) zu stellen und trägt viel zum Verständnis der Sache bei und erhöht die Liebe zur Schule. (Die Kinder machen nichts lieber als zeichnen.) Zeichnen nach der Natur hat mehr Wert, als Vorlagenzeichnen. Das letztere erfordert keine Geistestätigkeit, hingegen das Zeichnen nach der Natur. Auch unterstützt dieses die Selbständigkeit und Selbsttätigkeit. Der Schüler hat auf dem Spaziergang ein Feldkreuz gesehen. Dieses soll er nun in der Schule zeichnen. Zu diesem Zwecke muß er es genau anschauen und muß sich die Proportionen von Höhe, Länge der Arme, Breite des Sockels merken Die Beobachtungstätigkeit muß nach und nach und immer mehr geschärft werden.

Singen, verbunden mit verschiedenen Arm- und Beinbewegungen ist für die Unterstufe sehr zu empfehlen, desgleichen auch solche Liedchen, die die Tätigkeit der Menschen, besonders auch der Handwerker nachahmen. (Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussäet, Schuhenilied 2c.)

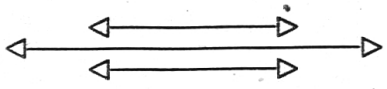
Turnen. Hier kommt immer mehr das „Spiel" in Anwendung. Man verweist das Geräteturnen dorthin, wohin es gehört — in die Turnvereine.

Schreiblesenunterricht, Rechnen und Lesen in der 1. Klasse sollen nicht nach einem festgesetzten Stundenplan erteilt werden, denn man kann hier nicht von Stunden reden. Die Unterrichtsfächer wechseln nach 10—15 Minuten in ungezwungener Reihenfolge, z. B., zuerst: wie Gott die Welt erschaffen hat, — Tafel im Takt hervornehmen und wegtun. Zeichnen: Eier, Seiler, Vogelnester. Liedchen mit 3 Tönen. (Pause 20 Min.) Nachher: zählet die Finger der rechten Hand, der linken Hand, an beiden Händen. Steht! sitzt (wiederholt) Arme hoch heben, senken! (wiederholt) zeigt nach rechts, nach links, nach vorn, hinten 2c. — Zählet die Fenster im Schulzimmer, die Bilder 2c. Sage mir, wie du heißest — du — du! Jetzt noch ein Geschichtchen. Nachmittags kommt ihr dann wieder! So mag etwa das Pensum eines halben Tages in der zweiten Woche lauten. (Schulzeit 1 Stunde per halben Tag) nachher allerdings etwas mehr, nach und nach, aber nie soviel Unterrichtszeit, wie etwa in der 2. Klasse. Ein väterlicher Lehrton und die Kinder sind nirgends lieber als in der Schule, und daß die Kinder dadurch, daß sie täglich 2 Stunden die Schule besuchen, an der Gesundheit Schaden leiden, das wird man nicht beobachten können. Nur langsam — langsam im Unterricht fortschreiten, man erreicht das Ziel gleichwohl. Weitaus am meisten schadet den Kindern, wenn sie täglich 4 mal einen $^1/_2$—$^3/_4$ Std. weiten Schulweg oft bei brennender Sonnenhitze zurückzulegen haben. —

Zum Schlusse mögen noch die Worte von H. Wigge (Die Gefahren der Arbeitsschulbewegung) angebracht sein: „Raffen wir uns auf und machen wir mit fester Hand einen Strich unter die ganze Arbeitsschulbewegung, insbesondere unter die werkunterrichtliche." —

Halten wir treu zu der vielgeschmähten Lernschule, aus welcher unzählige Dichter, Künstler, Gelehrte, Charakter- und Geistesmänner, Feldherren und Staatsbeamte u. s. w. hervorgegangen sind, zu jener Schule, die uns nicht nur gute Staatsbürger, sondern auch, durch die religiöse Erziehung, sowie durch wahre Herzens- und Willensbildung, tüchtige und brave Menschen geschenkt hat. Im Laufe der Zeiten hat es sich gezeigt, daß nur ein gesittetes, intelligentes und fleißiges Volk mit guter Schulbildung sich auf der wirtschaftlichen und kulturellen Höhe zu halten vermag. Diese gute Schulbildung wird nur durch die „Wissensschule" vermittelt. —

Soll diese aber ihren Zweck erreichen, so darf sie sich nicht zu einer bloßen Gedächtnis- und Drillschule erniedrigen, sondern ihr oberstes Prinzip sei die Selbsttätigkeit des Schülers. So wird die Schule im wirklichen und vollen Sinne eine Arbeitsschule.



7. Jahrgang Nr. 4. 27. April 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Brief ins Jenseits. — Glück für Glück. — Klein-Anny. — Vereinsnachrichten.

## Brief ins Jenseits.

### An Pauline Herber.

Meine liebe Selige!

Nicht wahr, vom Kreuze haben wir zuletzt gesprochen? Aber das war noch ein kleines, war ein von Rosen umwundenes liebes Kreuz.

Sie saßen unter einem Bergsturz von Arbeit und Sorgen in Paris; Prospekte, Anzeigen, Aenderungen, neue Vorsteherinnen . . . eine nach der andern, und dazwischen jeder Tag ein halber oder ganzer Foliobogen Mitteilungen, Anfragen, Erklärungen aus der Zentrale in Boppard, da Sie auch im Fernsein die Ihnen nächste Arbeit nicht unterbrechen, die Geschäfte und Angelegenheiten des Vereins nicht anstehen lassen wollten. War es nicht auch in dieser gleichen Zeit, daß Ihr „Beruf der Lehrerin“ in „fünfter, bedeutend vermehrter Auflage“ erschien und das neue Unternehmen, die Sammlung und Herausgale der „Charakterbilder der katholischen Frauenwelt“ ihren Anfang nahm? Welche Korrespondenz zwischen Boppard und Saarburg, Straßburg, Freiburg in der Schweiz, Wien, Fulda und Paderborn hatten diese bedingt! Und waren gleichsam nur eine „Zwischenarbeit“, aber welche providentielle Zwischenarbeit! — Wiederum zehn Jahre später, im Sommer 1920, wiesen Sie mich auf den Sonderabdruck aus Sprengels Buch: „Die neue Frauenschule“, Kap. XI. B, Katholische Religion — die von Ihnen in Verbindung mit geistlichen Oberlehrern festgelegte Begründung und Zielsetzung samt Lehrplan für den auch an der neuen Frauenschule verlangten Religionsunterricht. Wie stand da der theoretischen Forderung: „Es ist eine lebendige Verbindung herzustellen zwischen diesen Lehren (des kathol. Glaubens) und ihrer vorbildlichen Bewährung in großen Persönlichkeiten der heiligen Geschichte . . .“ „Der Eigenart der Frauenschule werde Rechnung getragen durch besondere Berücksichtigung der Frauengestalten der Hl. Schrift, auch moderner großer katholischer Frauen . . . .“, wie stand da dieser Forderung die 1910 begonnene und inzwischen vermehrte Sammlung der „Charakterbilder“ so praktisch gegenüber! Darüber allein ließe sich ja ein ganzes Buch schreiben, wie Sie, der Zeit stets um Jahre vorausschauend und vorausarbeitend (bei allem treuen und bis in kleinste gehenden Entsprechen gegenüber den Anforderungen eines jeden Tages) immer gerüstet waren, wenn eine neue große Aufgabe kam. War es nicht auch so mit der Caritaskasse, die Sie ein Jahr vor Ausbruch des Krieges gegründet und die während und nach demselben und erst recht in gegenwärtiger Zeit als eine Notwendigkeit ersten Ranges sich erwies und erweist? War es nicht so mit Ihrer schon auf 1916 geplanten, von hemmenden Gewalten noch unterdrückten, aber auf 1917 doch sich durchringenden Gründung der Zeitschrift „Die junge Lehrerin“? War es nicht so mit Ihrer schon im Krieg veranlaßten und jetzt so unerläßlichen Sammlung der Lehramtsbewerberinnen in einem eigenen Bund? War es nicht so mit Ihrem Verlangen nach Gewinnung und Verbindung schon der Seminaristinnen? Denn am 2. Dez. 1920 schrieben Sie an eine Ihrer Mitarbeiterinnen mit dem Hinweis auf den evangelischen Seminaristinnenbund: „Ich habe ja früher schon davon gesprochen, daß das auch für uns nützlich wäre.“

Ja, was den Andern, den noch Draußenstehenden, denen, um die noch niemand sich kümmerte, den noch Nichtvereinten, Nicht-

geborgenen und Nichtgesicherten frommte, das nannten Sie Ihren Nutzen. Aber wie wenig wurden Sie in solchen „Nutzens"-Rechnungen oft verstanden! Wieviel näher und lieber ist den meisten, den gewöhnlichen, den vom Heilandsgeist noch nicht durchdrungenen Menschen die andere Frage, das andere Richtmaß: „Was nützt es uns?" Und im engen Schauen auf nächste Frucht verliert man den Weitblick für die zwar noch fernere, aber unendlich wertvollere Ernte.

Nach dreiwöchiger Tätigkeit in Paris kamen Sie am 24. August 1910 zurück nach Boppard, wo die auf den 11. September vorgesehene außerordentliche Mitglieder- und Delegierten-Versammlung mit anschließendem Instruktions- und Uebungskursus für Vorstands- und andere Mitglieder neue außerordentliche Arbeit forderte. Dieser 11. September 1910 zeitigte den Beschluß: Die 1888 von geistl. Herrn Seminaroberlehrer M. Waldeck gegründete und seither von ihm geleitete „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen" als Vereinszeitschrift zu übernehmen und als Vereinsorgan allen Mitgliedern zuzustellen. Als Gegenleistung von seiten der Mitglieder wurde die Erhöhung des Jahresbeitrags um 2 M vorgesehen.

Weniger leicht gestaltete sich das Suchen und Finden einer geeigneten Schriftleiterin, und als anfangs November die Wahl derselben in engerm Kreise anläßlich der Borromäusfeier in Bonn getroffen werden sollte, kamen Sie von dort zurück mit dem Bescheid, der am natürlichsten, aber auch am anspruchsvollsten war: „Fräulein Herber soll die Redaktion selber übernehmen!"

Auf 1. Januar sollte die erste Nummer des 24. Jahrgangs 64 Oktavseiten stark unter Ihrer Verantwortung erscheinen. Von Saarburg war eine Mappe mit 300 Manuskripten, Abhandlungen, Lehrproben, Studien, Skizzen und natürlich auch Gedichten eingetroffen, die alle durchgangen, gesichtet und geprüft sein wollten. Zwei neue Bücherschränke füllten sich alsbald an mit Rezensionsexemplaren. Schreiben an Vorsitzende der Bezirks- und Zweigvereine baten um Namhaftmachung befähigter Mitarbeiterinnen. Eigene Buchführung und Korrespondenz für dieses neue Arbeitsgebiet der Zentrale wurde eingeführt. Das „Personal" blieb dasselbe. Nur daß es jetzt schönere Feierabende gab. O ja! es waren wirkliche Feierabende, lange Abende mit stillen, schönen Feiern in Lesungen, Nachdenklichkeiten und Bereitmachen der Saat. Ein kleines singendes Petrollämpchen im kleinen, eine große, beharrliche Leuchte im großen Bureau, auf jedem Schreibtisch ein Stoß Manuskripte — darf das blaue Büchlein nicht wieder ein Sprüchlein sagen?

„Und Abende kamen, heimlichtraut,
Die Nächte beim Lampenlicht;
Wir haben nicht nach der Uhr geschaut,
Die Stunden zählten wir nicht.

Wir lasen und schrieben stundenlang
Und prüften Stück um Stück
Der Manuskripte. — Und in uns sang
Ein Märchen. Das Märchen vom Glück."

Das erste Heft der „Monatsschrift" Ihrer Redaktion war erschienen, diese Arbeit im Gang. Da verlangte der zweite Monat des Jahres Ihre besondere Mitwirkung am hauswirtschaftlichen Kursus für Volksschullehrerinnen, der im Vereinshaus während acht Wochen abgehalten wurde und einen Ministerialrat aus Berlin mit mehreren Regierungsräten aus Koblenz zu einem Besuch im Heim veranlaßte, sowie zwecks Bekanntwerdens mit dem Betrieb des Kurses' die Kreisschulinspektoren des Regierungsbezirks Koblenz zu einer Konferenz mit den Vertretern der damals noch Königl. Regierung nach Boppard führte.

Diese verschiedenen außerordentlichen Arbeiten hatten, zusammen mit den schon bis anhin nicht kleinen täglichen Anforderungen, Ihre immer zarte Gesundheit etwas zu stark in Anspruch genommen. Ihre Getreuen im Heim drängten Sie zu einer Erholung auswärts, da an eine solche im Hause nicht zu denken war. Nach anfänglichem Widerstreben faßten Sie den großen Entschluß, sich etwa vierzehn Tage Ausspannung zu gönnen. Aber die Ausführung!

Salzig, das erste Nestchen südwärts, ein paar Minuten Bahnfahrt, eine Stunde Marsches von Boppard entfernt — es war wirklich eine schon im Beginn gefährdete Erholung. Am Sonntagnachmittag hingefahren, am Montagnachmittag Geschäftspost aus der Zentrale, am Dienstag nach Tisch Besuch von dort und am Mittwochnachmittag — Rückkehr nach Boppard. Und dann die vier Exerzitientage, die so viele Besuche brachten und Sie mehr als eine ganze Arbeitswoche anstrengten; kleinliche Kribbeleien, wie sie so gern den höchsten und schönsten Festtagen vorankoldern, Teufelchen gleich, die wüten, weil sie ihre Austreibung kommen sehen; aber trotz nicht genossener Erholung, trotz Müdesein von Monaten

Wochen und Tagen vermehrter Sorgen und Aergerlichkeiten — Ostern sollte in wahrer Osterfreude sein. Schon am Karsamstagmorgen leuchtete jenes unbeschreibliche innere Beteiligtsein am Alleluja auf Ihrem Angesichte. Karte um Karte, Gruß um Gruß an viele Ihrer Lieben ward geschrieben und in Nähe und Ferne gesandt. Stets zur Vigil und im Morgendämmern solcher Feste des Herrn, solcher Feste Ihrer Seele, war ja eine ganz unirdische und doch so liebreich herzliche Freude, so eine Seligkeit in Ihrem ganzen Wesen, daß es sich ausgießen und ausströmen mußte auf die, die — körperlich nah oder fern — um Sie sein durften. Und wie zart war auch da wieder Ihr Walten als Herrin, als Mutter im edelsten Sinn! In wirklicher Herrgottsfrühe, vielleicht schon vor, jedenfalls unmittelbar nach dem Gang zur Morgenfeier in der Kapelle, waren Sie die steilen Treppen zum Zimmerchen Ihrer Schreiberin emporgestiegen, und als diese vom Osterfestmahl kam, mußte sie in Staunen stehen bleiben auf der Schwelle: Ist denn der Auferstandene hier gewesen? Ein Sträußlein weißer Frühblümchen aus dem Garten, mit duftenden Levkojen umkränzt, ein moosig Bettchen mit schneeweißem Lämmlein, das ein Siegesfähnchen hielt, eine Karte mit lichtfarbenem Kreuz in blühendem Fliederzweig und auf der Schreibfläche derselben von Ihrer Hand und aus Ihrem Gemüt die Zeilen:

„Ein Lämmlein weiß zur Osterfreud',
Ein Sträußlein, weil Geburtstag heut,
Ein Kreuzlein für den heil'gen Krieg,
Ein Fähnlein für der Siege Sieg!"

Und darunter so ein frohes, jubelndes, emporreißendes „Vivat!"

Ja das war immer Leben, war immer Leben und Aufstieg, sofern nur Herz und Seele und aller Wille folgten, so oft Sie Parole ausgaben.

Aber: „. . . das war zu schön. — Und nun erlosch das Licht." So sagt unser blaues Büchelchen, und zwei Blättchen weiter, am Osterdienstag, am 18. April 1911:

„. . . . . Es war wie ein Gedicht;
Wie ein Sonnet im Auf- und Ausverklingen.
Noch zweimal, dreimal schlug das Glöcklein nach,
Als dürft' es Amen, Alleluja! singen,
Als plötzlich schrill das ganze Glück zerbrach."

„Es ist nur für zwei Wochen," so hatten Sie beim Abschied an jenem Morgen gesagt. Wieder waren es Gutmeinende gewesen, die noch einmal und unerbittlicher auf diese vierzehn Tage der Ausspannung und Atempause für Sie gedrungen hatten. Ließen doch Widerwärtigkeiten des nie geschonten Körpers selbst bei Nacht Sie nicht mehr zur Ruhe kommen. Also fort, aus allem heraus, weiter weg von der Zentrale, nach Homburg vor der Höhe — „nur für zwei Wochen!"

Aber statt Ihrer Heimkehr kam am Morgen des Festes Kreuzauffindung der kurze Bericht, der wie vernichtender Hagelschauer in die glanzvolle Schönheit des Maientages schlug: „Operation unumgänglich; habe mich kurzerhand entschlossen, am Donnerstag . . . . ." Das war das Fest der um ihrer Treue willen so verehrten Mutter, der hl. Monika. Und am Abend vorher, da Sie sich sagten, daß Sie vielleicht nicht mehr lebend nach Boppard zurückkehren, jedenfalls wochenlang an der Arbeit verhindert sein werden, füllten Sie Seiten an Seiten Ihres Ringnotizbuches mit den eiligen, vorsorgenden Arbeitsanweisungen für Ihre Gehülfinnen auf den verschiedensten Posten. Und nicht nur Arbeitsanweisungen, nein, Worte der Ermutigung, des Trostes, der Liebe schrieben Sie in jenen Abendstunden an solche, die sich damals bekümmert fragten: Wie wird es Fräulein Herber jetzt zumute sein? — Da wußten wir, wie Ihnen zumute war: das Geschäftliche ordnen, die Zagenden aufrichten, die Schreckgelähmten beleben: „. . . . pray fast and keep firm!" [1]) und kein Wort der Angst oder Traurigkeit über das Bevorstehende. Sieben Tage später, als erster Gruß aus noch brennenden Schmerzen, aber treuer Besorgnis wieder nur für die andern, kam Ihr Krankenhauskärtchen mit der Inschrift: „Good new life, hoping you are upspirited. Are there urging business matters?" [2]) und im blauen Himmel über dem großen Krankenhaus: „Besondern Gruß an Therese [3]) und das ganze Personal." — Wissen Sie, meine liebe Selige, was diese Therese drei Wochen nach Ihrem Heimgang schrieb? Die ganze Liebe, Anhänglichkeit, Selbstbeschuldigung, Dankbarkeit, der Schmerz und das gläubige Wissen einer treuen, nun

[1]) Bet inständig und halt dich tapfer!
[2]) Gutes neues Leben! ich hoffe Dich frohen Mutes. Liegen dringende geschäftliche Angelegenheiten vor?
[3]) Die treue Haushälterin.

vereinsamten Dienerin kommt darin zum Ausdruck. Sie nannte nicht Ihren Namen. Sie schrieb von Ihnen in der Selbstverständlichkeit, daß derselbe in uns beiden das ganze Denken erfüllte und alles andere wie ausgelöscht, wie nicht mehr gegenwärtig war:

„Ich kann's noch nicht fassen, daß ich gar nicht mehr ihr liebes Gesichtchen sehen und nicht mehr für sie sorgen soll. Was sie mir gewesen ist, empfinde ich erst jetzt so recht, wo ich sie nicht mehr habe. Keiner hier im Hause hat so viel Nachsicht . . . . gehabt wie unsere liebe Heimgegangene, unsere Schmerzensreiche, unsere große Dulderin. Jetzt wird sie oben bei ihrem lieben Jesus sein, wonach sie sich in der letzten Zeit noch so sehr gesehnt hat, und wird für uns alle bitten und beten, wie sie es hier auf Erden auch schon getan hat, denn ihr ganzes Leben war ein Gebet. Wie schön und still ist sie eingeschlafen, wie schön lag sie im Sarge mit Kranz und Schleier und mit frischen Blumen überschüttet wie eine wahre Gottesbraut. Der lieben Guten wollen wir aber die Ruhe gönnen, denn sie hat noch viel gelitten in den letzten Wochen. Wir wollen uns Trost und Kraft schöpfen in der festen Hoffnung auf ein Wiederseh'n dort oben. Ihr Leib ist zwar tot für uns, aber ihr Geist lebt und wirkt weiter."

Haben wir nicht damals schon, in jenem Glutsommer 1911, gefürchtet uud gebangt, daß Sie von uns gehen könnten? Und hätten wir nicht damals schon sagen müssen, daß wir der lieben Guten die Ruhe gönnen, „denn sie hat viel gelitten in diesen Wochen"? Es waren Monate damals, drei lange, schwere, kummervolle Monate; und als Sie endlich, am Magdalenentag, heimgebracht wurden, da war das nur der Beginn zu neuen Monaten des Leidens und der Schmerzen, seelischen und körperlichen, in Boppard. Man wollte Ihnen erleichtern, wollte die Qualen betäuben, wollte Ihnen helfen mit — Morphium. Aber Sie wiesen es zurück, standhaft weiter duldend, selten, wie selten auch nur mit einem Wort den Schmerz erwähnend. Und einmal, als die grausame Qual Ihnen die sonst so streng gehüteten Tränen aus den Augen trieb, sahen Sie bittend auf und sagten wie in Entschuldigung: „Nicht wahr, ein Tränlein ist erlaubt?" Doch das Morphium wiesen Sie wieder zurück; ein Stillen der körperlichen Schmerzen auf Kosten auch nur vorübergehender Lähmung des Geistes wollten Sie nicht. — Wieder zehn Jahre später, da zwang der Leib den Geist; da geboten die Aerzte und unabweislicher als die Aerzte geboten die Entsetzen Ihrer letzten Krankheit den zeitweilig regelmäßigen Gebrauch des betäubenden Giftes. Was Sie unter diesem bewußten, aber unabwendbaren Angriff auf Ihr Herrlichstes, auf Ihren Geist, empfanden, das sagen die in ergreifend kleinen Schriftzügen am 15. April 1921 geschriebenen Worte: „Soviel (eine Karte erhalten zu haben) kann ich noch denken heute, bin nur todestraurig, daß das Morphium mich mehr und mehr befangen hält. Das fordert eben ein schweres Fiat und hilft bei weitem nicht gegen „alles".

Sommer 1911 — Sommer 1921. Und dazwischen welch ein Jahrzehnt! Welch ein Septenar besonders! „Das letzte, müde Stück der Pilgerfahrt," wie Sie im Sommer 1914, sieben Tage vor Ausbruch des Krieges schrieben und — nicht wahr, ich darf es beifügen! — das letzte unsagbar arbeitslastende, schmerzensreiche, enttäuschungsschwere und mühevolle Stück!

„Was von Kraft noch da ist, ist gewiß nur dafür aufgespart worden, daß ein wenig mehr Not gelindert, ein wenig mehr Einkehr vermittelt wird," so lese ich in Ihrem Briefe vom 13. Juni 1915. Und ich denke an die viele Not, die Sie mit letzter Kraft gelindert, tausend-, zehntausendfache Not; nicht nur solcher, die um Sie waren, sondern ferner, versprengter, verwiesener, in Feindesland internierter Kolleginnen. Wie Sie da halfen mit persönlichen Mitteln bis zum letzten. Wie Sie halfen durch die Standescaritaskasse als „Caritasmutter" — Sie selber haben den Titel „Vorsitzende" gestrichen und den feinern, wärmeren, für Ihre Auffassung des Wohltuns zutreffenderen Namen „Mutter" an dessen Stelle gesetzt. Und ich weiß, wie Sie durch die Schweiz Ihre heimlichen Wege nahmen, um einer in Frankreich festgehaltenen Kollegin zu helfen; wie Sie wieder und wieder Hilfe anboten und Hilfe sandten durch Freundeshand und Rotes Kreuz. — Ich weiß auch, wie Sie litten unter dem Gelehrtenzank um Recht und Unrecht hüben und drüben.

„Diese Klüfte zwischen den führenden Geistern des Katholizismus," so schrieben Sie damals, „sind das Allerunseligste in dieser Zeit und geradezu verhängnisvoll für die Wiederversöhnung der christlichen Völker

auf dem Boden der Katholizität;" und ein Vierteljahr später kam Ihr Zeit-Kommentar:

„Es ist das Beste, was wir in dieser Zeit tun können: der Unseligkeit Seliges, dem Haß Liebe, den Freveln Opfer entgegensetzen — jedes mit seinem Teil oder Teilchen."

Sie wollten „ein wenig mehr Einkehr vermitteln". Sie schrieben Ihre Tausende von Briefen, deren Sammlung ein unschätzbares Denkmal unwandelbaren Gottglaubens und Gottvertrauens, deren Lektüre einen Einblick in Tiefland apostolischer Liebe und einen Aufflug in Hochland des Geistes bedeuten würde.

Sie schrieben das „Kriegsgebet der katholischen Lehrerin", jenes ergreifende Flehen einer jungfräulichen Schar zur „heiligsten Jungfrau und Mutter Jesu", in welchem Sie zuerst beten und bitten ließen: „Vertreib von uns das Böse, zerbrich der Sünde Ketten, die uns Menschen gefesselt halten. Mach uns fest im Frieden der Kinder Gottes" . . . und dann erst: „Erlange unserm Vaterland Sieg und Frieden." Und als wollten Sie auch da wie immer nicht auf menschliches Erkennen von Wohlfahrt oder Uebel abstellen, so schlossen Sie dieses Gebet: „. . . . handle für uns, unsere Jugend und unser Volk nach deiner Macht und Milde. Amen."

Sie schrieben Ihre Gedanken über die Ursachen des vielfachen moralischen Versagens der Frauen und Mädchen ins rheinische Zentrumsblatt. Sie schrieben und schrieben wieder, trotzdem man vorgab, „keinen Platz" zu haben. Sie schrieben für Ihre Standesgenossinnen, für die Mütter, für Ihr ganzes Volk. Sie schrieben in selbstgeschaffenen Monatsblättern, die Hände aus eigenen Reihen Ihnen vernichten wollten, an die Jüngsten Ihres Standes, denen Sie eine Liebe und Sorge zuwandten, als hätten Sie damals schon gewußt, daß es galt, das Vermächtnis einer sterbenden Mutter dem bedrohtesten ihrer Kinder zu schützen. Sie schrieben im beinahe schon erfüllten zweiten Jahr des Krieges, da die Wasser der Trübsal höher und höher stiegen: „Hæc dies, quam fecit Dominus, exsultemus et lætemur in eo. Confitemini Domino, quoniam bonus, quoniam in sæcula misericordia eius*) — wollen wir das beide in der Osterzeit jeden Morgen nach dem Salve Regina sprechen?" Sie schrieben nach der Pfingst-Hauptversammlung des gleichen Jahres, die Ihnen die endgültige Lösung vom Amt der ersten Vorsitzenden Ihrer Gründung gebracht: „Gott Dank für alles, auch das Schmerzensreiche . . ." und mit Hinweis auf das bevorstehende eucharistische Fest: „Licht und Labung im Preis des heiligen Fronleichnams, unseres hoch über den brandenden Wogen Frieden verheißenden Grals!" Sie schrieben im März 1917, da nach zerbrochenem Friedenshoffen der Krieg mit neuem, vermehrtem Ingrimm wütete und dazwischen das Programm vom Bruderklausen-Schweizerfest in Sachseln wie ein Archetäublein Sie grüßte: „Mein Herz hat mitgejubelt, da die Glocken der Schweiz den herrlichen Gedenktag verkündeten und in unserer Kapelle haben wir laut gebetet zu dem seligen Gottes- und Friedensmann."

Sie schrieben einen Monat später: „Wir haben morgen Anbetung in unserer Kapelle zum Fest Mariä Hilfe der Christen. Sie zögert, weil wir nicht mehr oder nicht mehr genug Christen sind. Dafür laß uns beten und arbeiten."

Sie schrieben am 12. Januar 1918: „Daß ich Dir getreu sei in meiner Not ohne alles Widerstreben, das betet man in der Jugend, und wenn Gott uns lieb hat, lehrt Er's uns noch in den alten Tagen, daß wir seine Hand küssen, freudig küssen trotz allem."

Sie schrieben — im Heimweh nach der Ihnen im November 1917 vorausgeeilten treuen M. H.: „ . . . Unsere gute Maria habe ich schmerzlich vermißt. . . . Aber ihr ist so wohl, und wir haben nur noch den Daseinszweck, uns als „kluge Jungfrauen" fester einzubauen in die Seelenburg, um von da Liebe und demütige Hingabe auszuwirken, solange es Gott noch verlangt."

Dann kam der Waffenstillstand von 1918, kamen die entwaffneten Truppen Ihres Landes, kamen die Amerikaner, Belgier, Engländer, die Franzosen in ihrer ganzen Farbenskala vom Fahlweiß bis zum Mischgelb, Braun und Schwarz. Es kamen die Schläge des „Friedens"-Diktates von Versailles, unter denen Sie geblutet haben und gezuckt und so viel, viel im stillen geweint. Es kam Ihr Schauen allen Niedergangs und Ihre Beschreibung des neuen Loses Ihres Volkes:

„Die Oelbergnacht ist vorüber, der harte,

*) An diesem Tage, den der Herr gemacht, wollen wir in Ihm uns freuen und frohlocken. Lobsingen wir dem Herrn, denn er ist gut, denn in Ewigkeit währt sein Erbarmen.

mühselige Kreuzweg eines ganzen Landes und Volkes hat begonnen. Ich bin zwar überzeugt, daß auf das letzte Consummatum est ein Auferstehungsmorgen folgen wird, aber der Weg dahin wird schwer, sehr schwer sein . . ."

„Wir sind noch tiefst ergriffen, am meisten von der furchtbaren „Schuld", die uns allein zugemessen wird." „Ich bin noch nicht darüber — nicht über alles. Gott muß der Schwäche helfen." . . .

Aber in diese Abgründe tiefsten Schmerzes und furchtbarster Niedergeschlagenheit leuchteten wieder die Strahlen jenes Lichtes, das Sie in den glanzvollen Zeiten des Deutschlands vor dem Kriege in sich gepflegt wie eine Ewige Lampe, und das sie gläubig hochhielten, hochhielten auch dann, wenn Sie in den Finsternissen der dunkelsten Nächte nur mehr mit dem Aufgebot der letzten Kräfte es zu fassen vermochten. Sie waren Ihres Glaubens oftmalige Prüfungen, diese Nächte, aber der Glaube selber war so Ihr Leben geworden, der Geist des Evangeliums, des Kirchenjahres so der Atemzug Ihres Wesens, daß es Ihnen inmitten aller Schrecknisse doch nie an Tröstung und Erhebung fehlte. Und mit diesem nie versiegten Leuchtöl innerer Zuversicht und inneren Friedens füllten Sie die verschütteten oder leergebrannten Lämplein so vieler Mutlosen und Kleingläubigen wieder auf, zündeten Sie aus den Abgründen nationaler und einzelpersönlicher Verdüsterung und Verzweiflung in die Höhen und Weiten universaler Vorsehung und Gottestreue:

„Alles in allem — wir wollen nicht verzagen; Gott hat die Prüfung über uns kommen lassen zu unserm Heile . . . Viel frisches Leben ist doch im Keimen und Aufgehen. Deshalb wollen wir auf den höchsten Gott vertrauen, der über aller Macht der Fürsten steht."

„Was uns auch die Zukunft noch bringen mag, wir wollen fortfahren, auf die Vorsehung zu vertrauen, die alles zum Besten der Menschenkinder lenkt und leitet, wenn es den Einzelnen auch noch so hart trifft."

Wir wollen den Mut und die Hoffnung nicht verlieren, sondern weiter Gott und der Pflicht dienen, wenn auch nur die Wolkensäule uns den Weg zeigt."

„ . . . viel Mut und Kraft! In guten Tagen ist das ja nicht schwer, davon zu haben, aber gerade jetzt müssen sich die Edlen bewähren, indem sie den Kopf hochhalten und nicht verzagen."

„Jetzt können wir in dieser Frage nichts tun als der Vorsehung vertrauen und das wollen wir denn auch in der festen Ueberzeugung, daß sie keines ihrer Kinder im Stiche läßt."

„Nun wollen wir das Unsrige tun und uns jedenfalls keiner Bitterkeit überlassen; Gott verläßt die Seinen doch nicht."

„Gewiß leidet man durch die furchtbaren Zeitverhältnisse und im Gedanken an das Elend, in das unser Volk immer tiefer hineinsinkt. Aber wir dürfen den Mut nicht verlieren und müssen weiter tun, was wir können, um der äußern und geistigen Not zu steuern. Bald sehen wir ja alles von oben und, wie ich zuversichtlich hoffe, in einem bessern Licht."

„Man muß immer an die Vorsehung denken, die im letzten Augenblick alles Unmögliche möglich machen kann, auch in der Politik."

„Wir wollen emporschauen und uns trotz allem immer wieder in die Hände unseres himmlischen Vaters legen."

„Ja, Sie haben recht, der Mut will immer tiefer sinken; aber wir dürfen's nicht leiden, müssen dagegen ankämpfen, solange uns Gott noch ein Fünkchen körperliche und geistige Kraft läßt."

* * *

Aber nun komme ich mir vor wie ein Kindlein, das in seiner Freude am Licht nach Sonnenkringeln hascht und sie andern zeigen will. Und wieder komme ich mir vor wie ein Kind, das seinen Brief ans Christkind geschrieben und aufs Simse vor das Fenster legt. Andere nehmen ihn weg, lesen, lächeln, schütteln vielleicht den Kopf über diese Einfältigkeit. Aber da erinnere ich mich Ihrer eigenen Worte über Briefe von 1917, die einer Verklärten geschrieben und zugedacht worden sind. „Sie wird," so versicherten Sie, „Freude daran gehabt haben, denn sie ist in der Freude, ist in der Ruhe und aus aller Not, deren die Erde jetzt so überreich."

So getröste ich mich denn auch jetzt Ihres gütigen Lächelns und Verstehens. So nehme ich all das viele Nichtausgesprochene, Nichterzählte — ach, Sie wissen und haben oft beklagt, wie geizig klein und räumlich ungenügend und silbenmäßig begrenzt acht, sechzehn, zweiunddreißig Seiten einer Zeitschrift sind, wenn man aus der Fülle des Herzens schreiben möchte! — so

nehme ich all das Nichtgeschriebene und fülle neue Blätter, Seite an Seite, und denke Ihrer summa vitæ aus dem Jahre 1920 bis an den Erlösungsmorgen, denke an Ihr Arbeiten, Helfen, Raten und seherisches Weisen in neue Aufgaben einer neuen Zeit. Und daran, daran besonders denke ich, wie Sie bitterstes Unrecht, das man Ihnen getan, so streng verschwiegen; wie Sie Leid, das man Ihnen zugefügt, so edel gerächt; wie Sie Steine, die man Ihnen ins Herz geworfen, den Harten aus dem Wege räumten, daß diese wieder den Weg zu Ihnen finden konnten; wie Sie solchen, die Ihnen Dornen in die Stirne schlugen, Ihre Hände reichten und Stachel aus der Seele zogen; wie man nach Ihrem Heimgang allen Schmerz zusammenfassend schrieb: „Wie arm sind wir alle geworden!“ und wie man, Ihre Treue und Macht herüber aus dem Jenseits fühlend jubelte: „Von den Fesseln des Leibes befreit vermag sie noch viel, viel mehr für uns zu wirken!“

In den nationalen Leidenstagen des Maimonats 1919 schrieben Sie: „Ich lese in (den Gedichten) H. Knur. Hat sie dies ahnend vorausgeschaut? Vieles rein Persönliche läßt sich Zug um Zug und Wort für Wort auf unser Volk heute übertragen.“

Hat sie, diese Dichterin des Leid- und Dornenweges, auch dieses — Ihr Heimgegangensein — vorausgeschaut? Denn auch darin läßt rein Persönliches Zug um Zug auf uns sich heute übertragen. So wenn sie schrieb:

„Wir können Deiner nicht vergessen.
In unsres Herzens engem Haus
bleibt leer dein Platz für alle Zeiten,
kein andrer füllt die Lücke aus.“

Haben Sie selber uns vorausgeschaut, wie uns zumut sein würde, wenn wir Sie nicht mehr bei uns weilen sehen? Haben Sie darum einst in dunkler Trauerstunde einer Todesbotschaft Ihre Augen und Ihre Stimme zu der Höhe erhoben:

„Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn! und: o crux, ave, spes unica! bis zum letzten Atemzug!“?

* * *

Auf Wiedersehen denn! meine liebe Selige, auf Wiedersehn!

Und ja: O crux, ave, spes unica! bis zum letzten Atemzug!

Ihre Anna Sartory.

# Glück für Glück.

Eigentlich war es ein selbstverständlicher Dienst, den ich ihr geleistet. Sie war in eine für ihre Unschuld gefahrvolle Stelle geraten. Ich hatte ihr eine andere verschafft. Das war als ihre Lehrerin und Mitglied des Mädchenschutzvereins nur meine Pflicht. Es hatte mich ein paar Gänge, einen kleinen Briefwechsel gekostet, weiter nichts. Und sie ist mir dankbar geblieben, mehr wie dankbar.

Jetzt ist sie Dienstmagd auf dem Lande, die gute Annemarie. Sie hat viel, viel Arbeit und schwere Arbeit, aber sie ist's so zufrieden. Sie ist noch nicht alt, aber ganz eine vom alten Schrot und Korn. Und wenn nach des Tages Müh und Sorgen ihre groben, abgeschafften Hände zum Rosenkranz greifen — und das tun sie alle Tage, mag Annemarie noch so müde sein, zum Umsinken müde — dann weiß ich, ein Zehner steigt zum Himmel für mich. Und wenn an meinem Namenstag und zu Neujahr die Glückwünsche einlaufen, dann suche ich immer zuerst die groben, ungelenken Schriftzüge der Annemarie, die noch nie gefehlt haben, seit ich sie kenne. Und ihr schlichter Segenswunsch tut mir wohl. Ich weiß, er ist aufrichtig und tief gemeint, vielleicht aufrichtiger und tiefer als alle andern. Ich habe sie auch schon besucht, die gute Seele; sie hat mir nicht viel zu sagen gewußt. — Einmal aber nahm sie meine Hände, und strahlenden Auges erklärte sie: „Fräuli, Ihnä verdank'i nächst Gott mis Glück.“ Da wußte ich, wie goldlauter diese Seele war, was ihr höchstes Glück bedeutet. Ich war beschämt.

So oft schon, wenn ich meine Mühen erfolglos, mein Sinnen und Sorgen mit Undank belohnt, mein bestgemeintes Wirken mit Mißtrauen gekrönt sah, wenn mein Glaube an der Mitmenschen Güte und Liebe und Treue ins Wanken kam und ich mich zurückziehen wollte aus ihrem Dienste, dann dachte ich an meine Annemarie. Und langsam, langsam, aber mächtig und frühlingsfroh fühlte ich ihn wieder erwachen, sprießen und wachsen in meiner Seele — den Glauben an die Menschen und mit ihm das selbstlose Glück. Und wem verdanke ich nächst Gott dies mein Glück? Annemarie, dir.

Lætitia.

# Klein-Anny.

Sie ist das Nesthäckchen meiner Schule und ein gar drolliges Persönchen. Sie ist sieben Jahre alt, aber man würde ihr kaum vier Lenze geben, so kurz gewachsen ist sie. Dabei ist Anny gesund und frisch an Körper und Geist. Davon zeugen ihre roten Wangen, die ganze kugelrunde Gestalt und die großen lebhaften seelentiefen Augen. Fast komisch steht ihr das nach hiesiger Tracht fast bis auf den Boden reichende schwarzwollene Röcklein und die zwei dünnen Haarflechten, die wie Mausschwänzlein an ihrem Kopfe baumeln. Dabei hat Anny einen regen resoluten Geist. Es steht mir noch lebhaft vor Augen, wie ich sie am ersten Schultage fragte: „Kommst du gerne in die Schule?“ und wie sie mich dann mit ihren großen Augen fest anblickte, trotzig den Kopf schüttelte und fast feindselig sagte: „Nein!“ — Ich mußte bei mir selbst lächeln und dachte: Ein Trotzköpfli. — Doch ich hatte mich getäuscht. In den ersten Tagen hielt sich Anny reserviert. Sie sprach wenig, gemessen und kurz, fast mit Würde. Sie wollte sich nicht vergeben gegenüber all den „großen Leuten“, mit denen sie nun verkehren mußte. Allmählich taute ihr frisches Kindergemüt auf. Nach kaum einer Woche erklärte sie mir mit strahlenden Augen: „Jetzt kumm i gärn i d'Schuel.“ — Anny zeigt einen unverwüstlichen Humor. Sie ist der Sonnenschein der Schule und der Liebling aller. Keinem würde es einfallen, Anny darum zu beneiden. Mit ihrem sonnigen Frohsinn hat sie sich alle die großen und kleinen Herzen erobert. Es kommt nicht selten vor, daß mitten in dem Unterrichte von Annys Platze her ein lautes „Hi, hi, hi,“ ertönt. Klein-Anny hat wieder einen drolligen Einfall gehabt. Frägt man sie, gibt sie gehorsam Rechenschaft, die aber immer wieder von kleinern Lachanfällen unterbrochen wird.

Manchmal, wenn bange Sorge und Kummer auf meinem Herzen liegt, blicke ich fast hilfesuchend in Annys sonnenfrohe seelentiefe Augen und Kummer und Sorgen lösen sich auf in die Harmonie der Ergebung. Ja, es kommt mir manchmal vor, als wüßte das Kind um mein Leid, als könnte es mir den Schmerz aus den Augen lesen, als hätte es schon Verständnis dafür.

Aber auch strafend können ihre Augen blicken, wenn mal ein loser Bube sich ungezogen benimmt. Er zuckt zusammen unter Klein-Annys vernichtendem Blick. In der Pause will er sich rächen; er tritt ihr auf die Füße, oder zupft sie an den „verlockenden Mausschwänzlein“. Anny fängt an zu weinen. „Wart' dir will ich,“ rufen die größern Buben und stürzen sich gleich biedern Vasallen auf den Uebeltäter los. Indes sich die Buben um Klein-Anny raufen, eilt sie weinend zu mir wie ein aus dem Nest geworfenes Vögelein und verbirgt sich in den Falten meines Kleides. Ich aber lege ihr meine Hand auf den Scheitel und sage: „Bist mi's Anny, gelt!“ — Dann lächelt sie unter Tränen und blickt mich so stillvergnügt, so dankbar an. Mein Herz aber sendet ein stilles Gebet zu Gott: „O schütze diese köstliche geheimnisvolle Menschenknospe, laß sie herrlich sich entfalten Dir zur Ehre, dem Mitmenschen zum Nutzen!“

—p—

# Vereinsnachrichten.

Die **Sektion Basel** des kath. Lehrerinnenvereins versammelte sich am 19. Nov. auf St. Margarethen zur Anhörung des Referates, gehalten von Frl. Olga Jegge über das „Institut Rousseau in Genf“. Wir hörten vom Ziele dieser Schule und ihrer verschiedenartigen Arbeit, der „Maisons des Petits“ mit ihren Erziehungsspielen und Lehrmitteln, der „Maisons des Grands“ und von der ganz hervorragenden Führung der „Schule der Schwachsinnigen“. Das reichlich vorhandene Anschauungsmaterial, wodurch auch den Geistesschwachen zu einigen Kenntnissen verholfen wird, gewann allen reges Interesse ab. Trotz der vielen Vorzüge weist das Institut einen großen Mangel auf. Es nimmt keine Stellung zur Religion. Auf die allerwichtigste Frage der Pädagogik: Wozu soll der Mensch erzogen werden? gibt es keine Antwort.

R.

7. Jahrgang Nr. 5. 18. Mai 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Du bist meine Mutter. — Vereinsnachrichten.

## Du bist meine Mutter.

Es war einmal eine Lehrerin; die hatte ein lieb Mütterchen gehabt — gehabt sage ich. Jetzt lag es längst — wenigstens ihr schien es so lange — in kühler Erde auf dem Friedhof der Heimat. Oft ging aus dem engen Schulstübchen einer Berggemeinde weg ihre Seele wandern hinunter zu Mütterleins Grab; auch während des Unterrichts ging ihr hie und da die Seele dorthin, aber wenn sie zurückkam, dann flocht sich oft ihr Denken und Sehnen in den Unterricht ein, und dann konnte sie so leuchtenden Auges von einem Mütterchen erzählen und von der Dankbarkeit und der Schuld gegen die Mutter, daß aller Kinder Augen gebannt an ihren Lippen hingen und manchmal blitzte es verräterisch in den Augen der Mädchen und es war, als ob sie weinen möchten und doch nicht könnten, weil sie sich eigentlich freuen mußten.

Nur einer blieb immer kalt — Ernst hieß er, und er fing wohl auch bisweilen an zu tändeln mit der Feder oder dem Taschenmesser oder anderen Dingen, wenn er merkte, daß die Lehrerin davon redete. Das schien nichts für ihn. Einmal hatte ihn die Lehrerin getadelt, ob seiner Unaufmerksamkeit. Da hat er leise zu seinem Nachbarn gesagt: „Es ist ja alles doch nicht wahr“ — und spielte trotzig weiter.

Die Mädchen hatten es der Lehrerin hinterbracht, was Ernst gesagt: „Es ist ja alles doch nicht wahr.“ Das hatte ihr ein großes Rätsel aufgelegt. Sie faßte das alles nicht, wie ein Knabe, Mutterliebe und Opfer für Lüge erklären könne.

Am nächsten Tage behielt sie Ernst zurück und frug: „Warum meinst du, daß das von der Mutter, nicht wahr sei?“ — Doch Ernst blieb stumm. „Sage es nur, ich strafe dich nicht.“ Er schwieg noch immer. — „Hat dich denn deine Mutter nicht auch lieb und tut alles für . . . . .“ Da schossen wilde Tränen ins Knabenauge und die zuckenden Lippen sagten: „Meine Mutter ist fort, nach Amerika und hat mich hier gelassen und will nicht, daß ich zu ihr komme.“ Die Lehrerin wollte noch fragen, ob denn jene nicht seine Eltern seien, bei denen er wohne; aber ein wehes Weinen sagte ihr mehr von Kindesheimweh nach der Mutter, von einer zurückgedämmten zertretenen Liebe nach ihr, erzählte ihr unendlich viel von Kindereinsamkeit und von tausend unbeantworteten Kinderfragen und von hundertfachem Rufen und Sehnen und Wünschen nach einer Mutter, von einem tiefen Kinderschmerz.

Eigentümlich, wie sie Ernst so weinen sah, so sein ganzes Leid fühlte, da fiel ihr ein, daß einmal eine andere Lehrerin ihr erzählt, wie ihr eines Tages ein Kind gesagt: „Du bist meine gute Mutter.“ Es war ihr, wie wenn Ernst's Engel ihr das zugeflüstert.

Von diesem Tage an wollte sie Mutter sein diesem armen Kinde, das so mit ganzer Seele nach Mutterliebe hungerte und so hart betrogen war. Es würde eine schwere erhabene Aufgabe sein, sich hineinzuarbeiten in den Bereich des Vertrauens und der Liebe dieses Knaben; das sah sie ein; aber sie wußte auch, daß sie heute einen ersten Sieg errungen, da er sein herbstes Weh, das er so lange allein getragen, ihr geklagt, da er zum ersten mal fast gezwungen, den Schmerz um seine rechte Mutter ihr anvertraut. —

Es war ein ernstes Beten am andern Morgen, als sie beim Heiland war: „Laß' mich ihm eine bessere Mutter sein.“

Valeria.

# Vereinsnachrichten.

**Wintertätigkeit in der Sektion St. Gallus.** Frühling ists. In den Lüften ein Locken und Rufen, in der Erde ein geheimnisvolles Umsetzen aller Säfte und Kräfte zum Aufbau und Ausbau. Die Sträucher streuen ihren goldenen Staub in den Wind, daß er ihn hinüber- und hinaustrage, um seine schöpferische Bestimmung erreichen zu können.

So sind auch in stiller Winterszeit in unserm Verein in den verschiedenen Landesteilen geistige Werte erarbeitet worden zur Befruchtung des innern Lebens, die aber auch zum Gemeingut aller gemacht werden sollen.

In der Kenntnis der gegenseitigen Arbeit und im Ueberblick über das Ganze liegt nicht nur eine wertvolle Bereicherung des eigenen Strebens und Schaffens, sondern vor allem eine Stärkung des Gemeinschaftsgedankens, „Einheit und Geschlossenheit in der Arbeit für Gott und Kirche bei größtmöglichster Freiheit des Einzelnen," wie er in folgenden Berichten zum Ausdruck kommt.

**I. Kreis-Versammlung Rheintal-Wil** am 30. November 1921 im Marienheim St. G. Der Einladung dieser ersten Kreisversammlung hatten über 30 Mitglieder Folge geleistet. Tagespräsidentin war Frl. Lydia Meli, Mörschwil. Sie begrüßte in herzlicher Weise den hochw. Referenten Herrn Kanonikus Jung, und die anwesenden Kolleginnen. — Der Referent wollte uns mit seinen Ausführungen aus dem Bereich der Schulbänke hinausführen in die Wirren der Gegenwart. Sein Thema lautete darum: „Beleuchtung der heutigen Wirtschaftslage durch die Hl. Schrift." Das Studium letzterer wurde warm empfohlen, einige sozialistische Schlagwörter, von deren verführerischem Klang so viele in heutiger Zeit sich betören und verführen lassen, widerlegt. Die Phrase „Religion ist Privatsache" zerfällt nach Darlegung des Referenten in sich selbst, denn „Gott ist der Oeffentlichste, Religion Verbindung mit Gott." „Christus," so führte er weiter aus, „ist einer der unsrigen," prahlen sie, die nicht an seine Gottheit glauben, noch an seine hohe Sendung, sondern vorgeben, selbst die Welt aus Not und Elend erlösen zu können. — Die Ewigkeitsfrage lehnen sie ab, während Christus immer auf den Ewigkeitslohn hinweist. — Im Lichte einiger Gotteworte beleuchtete der Referent sodann die Wirrnisse der heutigen Wirtschaftslage: „Suchet zuerst das Reich Gottes . ." diesem Mahnwort zum Trotz haben die Menschen im letzten Jahrhundert nur das ihrige gesucht. Gott gaben sie den Scheidebrief. Die aufblühende Kultur mit ihren Erfindungen und den daraus erwachsenen Reichtümern waren das Ziel ihres Strebens. Und heute? — Der Materialismus hat ausgelebt und sich ausgewirkt, das goldene Kalb ist ein papierenes geworden, Reichtum und Ehre sind in Schulden und Schmach verwandelt, an Stelle des aufblühenden Handels, des Gewerbes und der Industrie spuckt in allen Ländern und Gauen das Gespenst der Arbeitslosigkeit. Auch unser Vaterland, in den Kriegsjahren ein Idyll des Friedens und des Glückes, trägt heute den Fluch für sein Mitmachen im Tanze um das goldene Kalb — Niedergang, Not und Elend. „Man kann nicht zwei Herren dienen!" die Zeit selbst illustriert uns dieses Gotteswort. Aufrecht im allgemeinen Niedergang steht nur die katholische Kirche. „Gib uns heute unser tägliches Brot!" Diese Bitte war den einen Gegenstand des Spottes, den andern eins und alles. „Bewahre uns vor Ueberfluß und vor Not!" sei bei unserm Beten der treibende Gedanke. Das Programm zur einzig erfolgreichen Lösung der Wirtschaftsfrage liegt im Vaterunser; die Garantie für Glück und Friede unter den Menschen im Erleben der Bergpredigt. Der Geist Christi muß der Geist der Welt werden, seine Form die katholische Kirche, wahr muß jenes andere Wort werden: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften. Ohne Gottesliebe keine Menschenliebe. Die Schlachtfelder des Weltkrieges zeigen die Trümmer der stolzen Menschenliebe ohne Gott.

Ein ernster Wegweiser für uns Lehrerinnen hinein in unser Berufsleben ist ein letztes Wort Jesu: „Vater, mache, daß alle eins sind!" Eins mit Gott sein durch die Liebe zu ihm und aus ihm und mit ihm; die Liebe zum Nächsten pflegen — das sei unser Lebensprogramm. Wir können es verwirklichen durch Gebet, durch das lebendige Beispiel und durch die soziale Tat im Bereiche unserer Schule. — Der Schluß des Referates war ein warmer Apell, wie

Zachäus in Jericho Christum mit seiner Lehre, seinem Geiste und seinen Geboten ganz in unser Leben, in unsere Schule, in Vereine und Gesellschaften hineinzustellen — Christus als den Leuchtturm der Welt in seiner Kirche.

Einige Anregungen aus der Diskussion wurden dankbar entgegengenommen.

In der allgemeinen Umfrage erinnerte die Präsidentin an das tägliche Pflichtgebet als Vereinsmitglied — je ein Ave für Kolleginnen und Kinder und Aufopferung einer hl. Kommunion in der Oktav von Maria Empfängnis.

Der zweite Teil der Tagung war der Gemütlichkeit, St. Nikolaus und seinem schwarzen Begleiter gewidmet; die nächste Versammlung wurde auf die Faschingszeit angesetzt zu fröhlichem Beisammensein bei Spiel und Scherz.

**I. Kreis-Versammlung** am 31. Januar 1922 im Hotel Drei König, Mels. Im Sinn und Geist der Sektion St. Gallus hielten die Oberländer Lehrerinnen und Arbeitslehrerinnen zum ersten mal ihre Spezialkonferenz. Nach einen freundlichen Begrüßungswort von Frl. Baumer, worin sie uns u. a. den Verlauf der außerordentlichen Versammlung vom Herbst 1921 in St. Gallen zur Kenntnis brachte, teilte sie uns mit, daß solche Kreis-Versammlungen im Fühlung mit dem Sektions-Vorstand zur Aufrechterhaltung echter Kollegialität und zur Pflege des Geistes und Gemütes sehr im Sinne der Sektion St. Gallus liegen.

Das Referat hielt hochw. Herr Pfarrer Hüppi in Valens, der eifrige Präses des Sargans-Werdenbergerschen Erziehungsvereins.

In sehr ansprechenden, begeisternden Worten suchte er zu ergründen, ob es noch möglich und nötig sei, uns unser Berufsglück in höherem Glanze vor die Augen zu rücken. Er wollte wahre Berufsfreude und Begeisterung wecken eingedenk der uns anvertrauten Heilandslieblinge und der uns wartenden Heilandsbelohnung. In warmen Katecheten- und Erzieherworten warnte er vor einem Zuviel, wie es die heutige realistische „Arbeitsschule" verlangt. Unser Maßstab sei die persönliche Kraft, Geistes- und Körperkraft, denn so erreichen wir auch am besten den wahren Lehrzweck, ohne uns von dem leidigen Wort „Lehrplan" tyrannisieren zu lassen. Schwung geben könne uns nur eine religiöse Auffassung der täglichen Arbeit, die der Referent als das Innenlicht in unserm Berufe bezeichnete. In pietätvollen Worten gedachte er des großen Pädagogen Lorenz Kellner und schloß sein Referat mit den so lieben Worten, die Clemens Brentano in seinem Gedichte „Aufforderung zur Kindesliebe" einst an seine Freundin, die Lehrerin und Dichterin Luise Hensel geschrieben: Willst du segnen, lehr ein Kind! . . .

Das gehaltvolle Referat wurde von der Präsidentin herzlich verdankt; die darüber eröffnete Diskussion blieb unbenützt.

In der allgemeinen Umfrage verlas Frl. Baumer die Schreiben der Sektionspräsidentin betr. Missionshilfe und verteilte die uns von Immensee freundlich zugedachten Missionsheftchen.

Im nachfolgenden gemütlichen Teil mit Kaffee und Kuchen kam alsbald eine „fließende" Unterhaltung zustande, gewürzt mit echtem Oberländer Humor.

**I. Kreis-Versammlung See, Gaster und Toggenburg** am 15. Februar 1922 im Schulhaus Uznach. Fünfzehn Kolleginnen dieser Bezirke und zwei Gäste aus andern hatten sich zu dieser ersten Kreis-Versammlung eingefunden. Nach kurzer Begrüßung durch die Kreisleiterin Frl. Kuster begann der Redner, hochw. Herr Pfarrer Gall, Eschenbach, sein gehaltvolles, praktisches Referat über Charakterbildung. In demselben bezeichnete er als Hauptaufgabe der Erziehung die Heranbildung der Schutzbefohlenen zu sittlich starken, charaktervollen Menschen und führte dann weiter aus:

Die Signatur der Zeit ist Halbheit, Flüchtigkeit, Charakterlosigkeit. Die Ursachen dazu liegen im Elternhaus, in den schwierigen sozialen Verhältnissen, aber auch die Schule kann nicht ganz davon freigesprochen werden. Für eine katholische Lehrerin aber soll der Vorwurf nie Berechtigung haben. Sie soll ersetzen, was im Elternhaus zugrunde gerichtet wurde. Ihr Ziel ist eine Lebensführung nach dem Willen Gottes, in welcher der von der Gnade Gottes getragene Wille das Regiment führt.

Die moderne Schule will den Kindern viel Wissenswertes beibringen. Höher jedoch als die Dressur des Verstandes ist die Kultur des Willens, höher steht die Erziehung des Gewissens als die des Verstandes. Man braucht Leute, die nicht nur wissen, sondern auch etwas sind.

Die Lehrerin lehre die Kinder denken. Die beste Anregung dazu bietet die Bibl. Geschichte. Die an Hand dieser Geschichte

gebildeten Menschen lernen sich selbst erziehen, werden nicht Schilfrohre, die sich biegen, sondern Bekennernaturen vom Geiste Johannes des Täufers. Das Leben stellt uns vor Aufgaben, welche die ganze sittliche Kraft erfordern. Die Lehrerin lehre darum die Kinder entsagen, das Leben werten nicht nach der Zahl der Vergnügen, der erfüllten Wünsche, sondern nach der Zahl der erfüllten Pflichten.

Die Arbeit der Lehrerin sei nicht nur auf die Schule beschränkt. Es ist ihre heilige Aufgabe, sich der schulentlassenen Mädchen anzunehmen und besonders der gefährdeten jungen Mädchen; sie sei auch tätig in weiblichen Vereinen.

Um andere zu Charakteren bilden zu können, muß man selber ein Charakter sein. Es braucht nur das, um die schönsten Erfolge zu erreichen. Darum ist ein energisches Angehen gegen eigene Empfindlichkeit, üble Laune und Mutlosigkeit unerläßlich. Weitere Mittel zur eigenen Charakterbildung sind 1. Freude an der Arbeit und exakte Ausführung jeder Art derselben; 2. Religiösität. Eine katholische Lehrerin soll sich auszeichnen in der Liebe zum göttlichen Heiland, im innigen Verkehr mit ihm im hlst. Sakramente. Sie gehe zu ihm, als dem besten Lehrmeister, in die Schule, sie empfehle ihm besonders die schwierigen Kinder. Dann ist gesorgt, daß der Heiland mit uns hinausfährt zur Arbeit in die Schule. Von ihm wird eine unwiderstehliche Kraft ausgehen. Die Lehrerin halte auch dann und wann eine kleine Betrachtung über das Leiden Christi, pflege die Herz Jesu-Verehrung und sei sorgfältig in Auswahl ihrer Lektüre.

Der selige Joseph von Calasanz sagt, Kruzifix und Kind seien die Kleinodien der katholischen Lehrerin. Sie soll das Kind einführen in den Geist des Gekreuzigten durch das eigene Beispiel und so wahrhaft katholische Lehrerin, wirklich Charakterbildnerin sein.

Frl. Kuster verlas noch einige Kreisschreiben der Sektions-Präsidentin, womit der geschäftliche Teil der Versammlung erledigt wurde.

Zum gemeinsamen Imbiß fanden sich alle Teilnehmerinnen im „Falken" ein, wo ernster und fröhlicher, humor- und liedervoller Gedankenaustausch die Abendstunden würzte.

**II. Kreis-Versammlung Rheintal-Wil** am 16. Februar 1922 im Marienheim St. G. „Einmal im Jahr soll die Gemütlichkeit besonders gepflegt werden!" hieß es in der Einladung, der auch schon ein reichhaltiges Programm beigelegt war. Hat dies vielleicht vermocht, die erfreuliche Zahl von 31 Mitgliedern herbeizulocken? „Freut euch des Lebens!" ruft jede mit ihrer besten Sangeskunst in die Gesellschaft. Zur Freude fordert die Vorsitzende, Frl. Lydia Meli, in herzlichem Begrüßungswort auf. Sie läßt Keppler reden: „Die Freude wirkt veredelnd, macht empfänglich für das Gute, Wahre und Schöne und weckt die guten Anlagen. Sie stimmt gütig, menschenfreundlich und dienstfertig. Sie bringt die Menschen einander näher und webt am Bande der Freundschaft." — Jeder Anwesenden ist ein großes Couvert bereitgelegt. Ein Schreiben der Sektionspräsidentin gibt Aufschluß und warme Empfehlung. Eine verspätete Weihnachtsgabe steckt im Umschlag, aus Bethlehem (Immensee) wertvolle Schriftchen. Aus neuerer Literatur werden sodann herzlich empfohlen „Der Kreuzweg unseres Heilandes" von Romano Guardini, Else Hasses „Blumenpredigten" und Anna Sartorys Kindergeschichte „Was Hannali in den Ferien lernte". Kurze Lesungen aus den einzelnen Schriften wecken große Begeisterung. — So ward im ersten Teil des Programms in tiefsinniger Weise etwas geboten zur inneren Freude, zu nachhaltigen Gelegenheiten, Freuden weiterzugeben.

Aber auch der „lustigen" Stunde ist gedacht. Das dramatische Talent aus Goßau macht mit ihrer Gleichgesinnten den guten Anfang.

Frau Wunderlich, die Lehrgotte, gesangliche und instrumentale Musikdarbietungen waren noch allerlei willkommene Intermezzi, etwas vom Schönsten aber die Volslieder „Freut euch des Lebens", „Hab' oft im Kreise der Lieben", „Wir sitzen so fröhlich beisammen", — nicht nur, weil der Volksgesang etwas vom Schönsten im Leben überhaupt ist, sondern weil diese Lieder von allen nach bestem Können, mit fröhlichen Augen und ganzem Herzen gesungen wurden. Ja, wir waren fröhlich beisammen und hoffen uns bald wieder zu sehen.

7. Jahrgang Nr. 6. 15. Juni 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Nochmals ein Notruf aus Oesterreich. — † Hochw. Herr Ehrenkanonikus Jung, St. Gallen. — Die Erziehung zur Ordnung und Reinlichkeit. — Goldkörner.

## Nochmals ein Notruf aus Oesterreich.

. . . „Die Teurung hat noch zugenommen. Der Geldwert ist auf 0,06 gesunken. Verzeihen Sie daher, wenn ich noch einmal wage, Sie um Hilfe zu bitten, daß durch Ihre Fürsprache einige kränkliche Lehrerinnen in den Ferien gastliche Aufnahme finden!“ So wird uns geschrieben, und vielleicht wäre da und dort noch ein Freiplatz zu erhalten. — Anmeldungen bitte an die Schriftleitung zu richten.

## † Hochw. Herr Ehrenkanonikus Jung, St. Gallen.

Am 25. Mai, als der aufsteigende Himmelfahrtstag die schneeweißen Blütenbäume und goldenen Wiesen zu beleuchten begann, drang ins Krankenzimmer des hochw. Hrn. Kanonikus Jung die Morgenröte der Ewigkeit und führte seine Seele der göttlichen Sonne der Liebe, seinem Gott und Herrn, entgegen.

Gott wußte, welche Scharen Verwaister dieser Priester zurückließ, und seine Vorsehung hatte wohl diesen Tag gewählt, um durch den Festgedanken derselben die trauernden Seelen zur Höhe zu lenken, auf das Endziel, auf welches das ganze Lebensprogramm des großen Toten eingestellt war.

Und unter welchen Umständen war er für die ihm von der Vorsehung bestimmte Aufgabe herangereift!

Durch die schwere Schule der Armut führte ihn der Herr, (als Fädler und Sticker half der Knabe und Jüngling mitverdienen und die Möglichkeit für das Studium schaffen) um in ihm das volle Verständnis aus dem eigenen Erleben heraus für das spätere große Werk zu wecken.

So sah er dann zum Priester geweiht, seine Aufgabe nebst der Jugendbildung darin, das arbeitende Volk von dem immer mächtiger werdenden Sozialismus und Unglauben wegzuführen, es zu retten für das Christentum und die soziale Gerechtigkeit zu erstreben.

So ragt er denn auch bald wie eine Mosesgestalt aus seiner Zeit heraus, mit Mosesgeist das gefährdete Volk hinwegführend, wo ewiger Untergang droht, mit Mosesgeist es zu den ewigen Quellen führend, mit Moseskraft den Weg vorangehend durch ein Meer von Schwierigkeiten und über Berge von Hindernissen, immer und immer wieder auf die Feuersäule der kath. Lehre weisend. Und der Zug, der ihm folgte, wurde stets größer und mächtiger, der fürsorgenden Institutionen immer mehr dank seiner rastlosen Hingabe an sein Ziel. Wenn heute ein Heer von Tausenden christlichsozialer Arbeiter erstanden ist, so ist das wahrlich Erlöserarbeit des hochw. Hrn. Kanonikus Jung sel., die allerdings auch den Erlöserpreis forderte, sein eigen Leben.

Doch es liegt mir ja die Pflicht ob, die Verdienste des großen Toten zu erwähnen um den Verein kathol. Lrhrerinnen der Schweiz, besonders der Sektion des Kantons St. Gallen, deren geistlicher Berater er, mit einer Unterbrechung, fast 15 Jahre war. Auch in dieser Tätigkeit spiegelt sich das Bild seines großzügigen Wesens.

Kaum im Amt, greift er mit einer sozialen Tat in die Geschichte des Vereins, indem er den Gedanken einer Krankenkasse, die event. später zu einer Alterversorgungskasse ausgearbeitet werden sollte, mit Feuereifer fördert, Statuten ausarbeitet, alle Be-

denken gegen eine baldige Einführung zerstreut nach dem Grundsatz: Was man einmal als gut erkannt, soll auch ohne Zögern ausgeführt werden. An der Hauptversammlung des Zentralvereins weckte und belebte er das soziale Interesse, die Gründung erfolgte und heute blicken wir mit dankbarer Freude auf diese segensreiche Institution. Wie oft hat der Verein in der Folge aus seinen Erfahrungen über diese Materie Nutzen gezogen. Ich erinnere nur an seine Abänderungsvorschläge für die Alterskasse, an seine Initiative zur Einreichung einer Petition an den h. Erziehungsrat des Kantons St. Gallen betreffs Gründnng einer Pensionskasse der St. Galler Arbeitslehrerinnen.

Wenn der hochw. Herr Kanonikus Jung in Klugheit und Großzügigkeit die Lehrerinnen so vor den Sorgen der Krankheit und des Alters zu schützen suchte, so war er dabei noch weit mehr bestrebt, sie religiös und beruflich zu fördern. Eine wahrhaft pauliniſche Begeisterung klang durch seine Worte, wenn er sprach über „die Erhabenheit des Lehrerinnenberufes am Werte des Kindes gemessen", wenn er redete von der „Geduld", als der Riesenkraft, die den unruhigen und begehrlichen Menschen doch sprechen läßt: „Ich bin still, ich kann warten," wenn er das Studium über das Gedankenleben des Arbeiterkindes und doppelte Prüfung über diesen Punkt forderte. Und welch herrliches Bild schuf er, als er Gott als die ewige Aktivität zeichnete und den dreifachen Zweck unserer Arbeit beleuchtete und wie es keine erfolgloſe Arbeit gebe außer der, welche wir nicht im Dienste Gottes verrichten. Mit welch hinreißender Beredsamkeit, die eben nur der Ausfluß seines in Gott jubelnden Gemütes war, führte er in die Gedankenwelt und die Riesenerfolge des Jesuitenordens ein anläßlich der Jahrhundertfeier der Wiederherstellung desselben.

Wie legte er im Jahre 1916 uns vier berufliche Tugenden ans Herz: Solidarität im Sinne Jesu nach seinen erhabenen Worten: Vater, mach, daß alle eins sind, wie du und ich eins sind. Wie verlangte er immer wieder Selbststudium und soziale Mithilfe in Jugendfürsorge und Vormundschaft, vor allem stete Annäherung an Jesu, den göttlichen Erzieher.

Jeder Vortrag war ein Ausklingen auf Gottes Liebe und Güte, von der seine Feuerseele so durchdrungen war, daß sein ganzes Wesen stets von hl. Freude durchsonnt war, wie es eben nur Heilige sind. Und für jedes hatte er ein aufmunterndes Wort, und jeder Gedanke, den er hinstreute, öffnete die Blickweite in heiliges Land. Er war allen alles geworden.

Dürfen wir trauern, daß diese große Seele zum Ewigkeitsfluge geladen wurde? Wie sagt Johannes doch:

„Wenn ihr mich lieb hättet, würdet ihr euch freuen, daß ich zu meinem Vater gehe!"

Möchte sein Geist unter uns allen lebendig werden. R. I. P. H. S.

# Die Erziehung zur Ordnung und Reinlichkeit.

Von J. B.-R.

„Ordnung, segensreiche Himmelstochter." (Schiller.)

Ordnung und Reinlichkeit sind leibhafte Zwillingsschwestern. Es ist die eine ohne das Vorhandensein der andern kaum denkbar. Es ist darum folgerichtig, daß über diese beiden bürgerlichen Tugenden im gleichen Atemzug gesprochen wird. — Du wirst vielleicht einwenden, die Sache sei so selbstverständlich, daß man darüber keine Druckerschwärze zu vergeuden brauche. Dem ist aber nicht so. Die tägliche Erfahrung und der Verkehr mit den Menschen und Menschlein belehrt uns eines andern. Reinlichkeit und Ordnung scheinen gar mancherorts überflüssige und lästige Dinge zu sein. — Wo das Elternhaus in dieser Beziehung seine Pflicht nicht tut, da muß die Schule das Versäumte nachholen. „Die Gewöhnung zur Ordnung und Reinlichkeit ist ein wesentlicher Bestandteil jeder Erziehungstätigkeit." Sind denn Ordnung und Reinlichkeit so wichtig im Leben eines Menschen, daß so viel Gewicht darauf gelegt werden muß? Wir wollen, um die richtige Antwort klar zu stellen, die Sache näher untersuchen.

Reinlichkeit und Ordnung gehören zur Poesie des Lebens. Sie sind Erzeugnisse des Schönheitssinns, der die ärmliche Hütte zu einem freundlichen Heim gestaltet und der auch im Prunkgemach nicht fehlen darf, wenn es darin behaglich sein soll.

Reinlichkeit und Ordnung heben nicht nur den einzelnen Menschen, sondern ganze Nationen auf eine höhere Kulturstufe. Von einem Neger, der in Amerika als Lehrer und Redner berühmt geworden war, wird erzählt, er habe behauptet, daß die Kultivierung der Negerrasse mit der allgemeinen Einführung der Zahnbürste zu beginnen habe.

Man verlangt von der Schule, daß sie die ästhetischen Gefühle des Zöglings zu wecken habe. Unsauberkeit und Unordnung stehen aber mit der Aesthetik auf gespanntem Fuß. Wer Sinn und Geschmack für das Schöne hat und wer in solchen Sachen nicht an einem gewissen Stumpfsinn leidet, der wird auch seine helle Freude haben, wo alles sauber und blank ist und wo jedes Ding seinen bestimmten Platz einnimmt.

„Unser Gott ist ein Gott der Ordnung; man betrachte nur die weise Ordnung in der Natur, in der alles unverrückt seine Bahnen geht." (A. Winiſtörfer-Ruepp.)

Die Menschenwürde verlangt es, und es gehört zum guten Ton, sauber und anständig zu erscheinen und einen ordnungsliebenden Sinn zu bekunden. Unreinliche Menschen wirken abstoßend auf uns, und wir meiden so viel als möglich jeden Umgang mit ihnen. — Jederman kann eine gewisse Reinlichkeit beobachten. Die gutgeputzten Kühe des Landwirts geben Zeugnis, daß er ein ordnungsliebender Mann ist. Wer aber aus Schmutzligen stammt, der kann betreiben, was er will, er kann seinen Heimatsort nicht verleugnen.

Die Wertschätzung der Reinlichkeit führt zur Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung. Gewöhnlich sind Faulheit und Gleichgültigkeit die Hauptursache des unsaubern und ungeordneten Wesens vieler Menschen. Sie wollen nicht und mögen nicht. Die Selbstbeherrschung fußt aber auf dem festen Willen. „Ein teilnahmsloses, phlegmatisches Kind wird man unter Hinweis auf das Schöne und Edle und Nützliche, das es durch energisches Wollen erreichen kann, zu festem beharrlichen Wollen aneifern." (Dr. Joh. Ude-Graz.)

Reinlichkeit und Ordnung fördern die guten Sitten. „Die Reinlichkeit bekommt auch einen Wert für die Sittlichkeit und fürs bürgerliche Leben. Wie Seele und Leib zu der innigsten Wechselwirkung miteinander verbunden sind, so stehen auch Reinheit der Seele und Reinlichkeit des Leibes in Beziehung zu einander, insoweit letztere vom freien Willen abhängt." (Alb. Stolz) — Reinlichkeit hält Leib und Seele gesund und der Mensch, welchem sie zur unveräußerlichen Natur geworden, hat allemal eine Versuchung zur Sünde weniger." (L. Kellner.) — Von der hl. Theresia lesen wir, daß sie in ihren Klöstern sehr strenge auf Reinlichkeit hielt, während sonst alles Leibliche sehr arm und rauh gehalten wurde. Sie selbst wurde von Kindheit an lebenslänglich niemals von unreinen Anfechtungen berührt.

Allerdings gibt es auch Ausnahmen, wo das reinliche Aeußere nicht immer ein Abglanz eines reinen Innerlichen ist. Pharisäer hat es immer gegeben.

Ordnung hilft haushalten, heißt ein Sprichwort. Wie viele Sachen müssen durch andere ersetzt werden, weil man nicht mehr weiß, wo sie sind, oder sie gehen zugrunde, weil man sie herumliegen läßt. Wie viel Zeit geht verloren und wie viel Aerger und Fluchworte entstehen deswegen, weil man etwas suchen muß, das man verlegt hat. Zeit ist aber Geldes wert. Darum sagt Goethe: „Gebraucht die Zeit, sie geht so schnell von hinnen, doch Ordnung lehrt auch Zeit gewinnen."

Reinlichkeit hilft die Gesundheit erhalten und eine gewisse Ordnung im Essen, im Schlafen, in der Arbeit und Ruhe trägt viel zum körperlichen und geistigen Wohlbefinden bei. „Alles mit Maß und zu gegebener Zeit." In Spitälern, Kliniken und Absonderungshäusern wird auf peinliche Reinlichkeit gedrungen, wohl nicht bloß deswegen, um dem Auge zu dienen, sondern vielmehr aus hygienischen Gründen.

Kränkliche Kinder mit blassen Gesichtern, behaftet mit allerlei Geschwüren und Ausschlägen, mit eckelhaften Ausdünstungen stammen nicht zuletzt aus jenen Häusern, wo man Putzen und Fegen als überflüssig betrachtet, wo man das Wasser (nicht aber die gebrannten) zu fürchten scheint und wo man der frischen Luft den Eintritt in die Zimmer beharrlich verweigert.

Es muß hier noch darauf hingewiesen werden, daß schon im alten Testament nach gewissen Verunreinigungen des Leibes der Mensch sich mit Wasser reinigen mußte. Aus bloß kosmetischen oder hygienischen Gründen werden diese Vorschriften kaum gegeben worden sein; sie haben noch eine

tiefere Bedeutung und weisen auf das innige Verhältnis zwischen der Reinheit des Herzens und der Reinheit des Leibes hin.

Aus den angeführten Gründen geht klar hervor, daß die Schule eifrig bestrebt sein muß, die Schüler zu reinlichen und ordnungsliebenden Menschen heranzubilden. Wo es die Jugend nicht fertig bringt in allem sauber und reinlich zu sein und die Ordnung zu lieben, da wird sie es auch später nicht lernen und die letzten Dinge werden ärger als die ersten sein. „Ordnungsliebe muß dem Menschen früh eingeprägt werden, sonst nützt alles nichts."

Wenn die Schüler von der untersten bis zur obersten Klasse stets an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt werden, so wird diese Gewöhnung zur zweiten Natur werden und sich ins Elternhaus verpflanzen.

In einem Bauernhause habe ich den schönen Spruch gesehen: Des Hauses Zier ist Reinlichkeit. Das gilt aber auch besonders vom Schulhaus, von seinem Aeußern und Innern und seiner Umgebung. Vor allem soll das Schulzimmer eine Wohnstätte der Ordnung und Reinlichkeit sein. Wie oft dieses gekehrt werden soll, hängt von der guten oder schlechten Witterung, von der Größe der Kinderzahl und von der Qualität des Stubenbodens ab; zweimal in der Woche wird nicht zu viel sein. In den längeren Ferien sollen die Böden, Wände, Gänge, Stiegen usw., so weit diese für die Schule in Betracht kommen, gehörig gefegt und gereinigt werden. Bilder, Gemälde, Tabellen, Karten und andere Sachen, die zur Zierde oder zur Veranschaulichung dienen, müssen geordnet und zweckmäßig plaziert und öfters vom Staube gereinigt werden. Zerrissene Tabellen und Karten und defekte Gegenstände sind von kundiger Hand zu flicken oder wo sich das nicht mehr lohnt zu entfernen oder durch neue zu ersetzen.

In den Schulzimmern, Gängen, Korridoren und auf den Spielplätzen dürfen nicht Papierfetzen und Obstreste herumliegen. Für diese Sachen sind zweckdienliche Behälter aufzustellen: für das Papier ein Papierkorb im Schulzimmer und für die Obstresten geeignete Blechbehälter in den Gängen.

Bänke, Wände, Korridore ꝛc. dürfen nicht verkritzelt oder beschrieben werden. Namentlich ist der Reinlichkeit der Aborte große Aufmerksamkeit zu schenken. „Wo sich schon Ansätze zu der abscheulichen Abortliteratur zeigen, die sich nicht bloß in höhern, sondern auch in niedern Schulen einschleicht, sind die Uebeltäter aufs strengste zu bestrafen." (Aus Roloffs Lex.) Wenn irgendwo die Selbstregierung der Schüler am Platze ist, so mag sie hier in Funktion treten.

Zu den primitivsten Anforderungen, die an die Reinlichkeit gestellt werden, gehört das Reinigen der Schuhe vor dem Eintritt ins Schulhaus. Es sollte deswegen eine geeignete Vorrichtung (Kratzeisen) nicht fehlen. Der an den Schuhen ins Schulzimmer getragene Kot verwandelt sich zu Staub und dieser muß von Lehrer und Schüler wieder eingeatmet werden, was ja bekanntlich sehr gesundheitsschädlich ist.

Das Ausspucken auf den Boden ist zu verbieten. Dürfen die Kinder dies in der Schule tun, so scheuen sie sich nicht in der Kirche, im Eisenbahnwagen ꝛc. auf den Boden zu spucken. Es verstößt dies gegen den Anstand, gegen die Reinlichkeit und gegen die Hygiene. In jeder Schrift, die über die Tuberkulose handelt, ist auf die Gefährlichkeit der Verbreitung dieser menschenmörderischen Krankheit durch das Sputum hingewiesen. (Schluß folgt.)

## Goldkörner.

Dein Vertrauen auf Gott sei so voller Tatkraft, als wenn Gott nichts täte und du alles tun müßtest; und deine Tätigkeit sei so voll Gottvertrauen, als wenn Gott alles täte und du nichts zu tun brauchtest.

Tue nichts, rede nichts, bevor du die Frage an dich gerichtet hast: Gefällt das Gott und nützt es den Menschen?

Was dir nur durch Bändigung deiner Neigungen zuteil werden kann, das erwarte nicht vom Gebet mit ungebändigter Neigung.

(„Aussprüche des hl. Ignatius von Loyola" aus Klug: Ringende und Reife.)

7. Jahrgang Nr. 7. 20. Juli 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** XXX. Generalversammlung des Vereins kath. Lehrerinnen der Schweiz. — Exerzitien für Lehrerinnen 1922. — Herzliche Bitte. — Stille Stunden. — Die Erziehung zur Ordnung und Reinlichkeit. — Papst Pius XI. und die christliche Bildung der Lehrerinnen. — Etwas aus dem Religionsunterricht. — Denkspruch. — Etwas aus dem letzten Jahresbericht des Vereins kathol. deuscher Lehrerinnen. — Launen. — Briefkästlein.

## XXX. Generalversammlung

### des Vereins kathol. Lehrerinnen der Schweiz

### in Schwyz, Kollegium Maria Hilf, 7. August 1922.

12¾ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen im Kollegium. (Bitte Anmeldungen hiefür bei Frl. Gertrud Biroll, Altstätten.)

2 „ Versammlungen der Kranken- sowie der Invaliditäts- und Alterskasse.

2½ „ Hauptversammlung.

**Traktanden:**

1. Jahresbericht und Kassenbericht.
2. Referat von H. H. Dr. Scheuber, Schwyz: Don Bosco als Apostel der Jugend.
3. Vorstandswahlen.
4. Umfrage.

## Exerzitien für Lehrerinnen 1922.

**Schwyz**, Kollegium Maria Hilf 7.—11. August,
**Wolhusen**, Exerzitienhaus 14.—18. September,
**Dußnang**, Kuranstalt 9.—13. Oktober.

Beginn je abends 7 Uhr, Schluß Freitag vormittags.

Kosten, alles inbegriffen, in Dußnang und Schwyz 20 Fr., in Wolhusen 15 Fr. Reisekosten über 12 Fr. werden von der Kasse rückvergütet. Anmeldungen sind je spätestens 10 Tage vor den Exerzitien zu richten an Frl. Gertrud Biroll, Altstätten, Kanton St. Gallen. Herzlichst ladet ein **Der Vorstand.**

## Herzliche Bitte.

Einige sehr hilfebedürftige Oesterr. Lehrerinnen könnten noch zur Erholung in die Schweiz kommen; aber sie können das nötige Reisegeld unmöglich aufbringen. Wer spendet ein Scherflein dazu? Wir alle werden viel mit Bittgesuchen bedrängt; aber geben können ist immer noch leichter, als bitten müssen. — Gaben mögen gütigst an die Schriftleitung geschickt werden. Die Angelegenheit eilt.

# Stille Stunden.

Wer liebt sie nicht, jene stillen heiligen Stunden, wo die Seele Zwiesprache hält mit ihrem Gott, innige, traute, wie nie sonst — ich meine die Tage der hl. Exerzitien. — Wer einmal das Glück gehabt, solche zu genießen, in dessen Seele ist ein stilles, tiefes Heimweh geblieben, ein Heimweh nach dem Gottesfrieden dieser Tage. Und zumal im Hasten und Rennen unserer Tage macht sich das Bedürfnis nach stiller Einkehr in sich selbst doppelt geltend. Exerzitien machen zu dürfen ist immer eine große Gnade. Wir wollen sie ergreifen, freudig dankbar, wir wissen ja nicht, ob es nicht vielleicht die letzte Gnadenfrist sei. Jene Lehrerinnen, die zu diesem Zwecke letztes Jahr zusammenkamen, werden sich noch in tiefem Dank gegen Gott dieser herrlichen Gnadentage erinnern. Wir wollen auch unser Versprechen einlösen, das wir einander damals beim Abschied gaben, als wir in heiligem Seelenglück einander zuriefen: „Auf Wiedersehen, nächstes Jahr!" Und ihr andern, die ihr noch nie dies Glück verkostet, versucht es einmal, macht mit, es wird euch nie, nie reuen! Denn herrlich offenbart sich Gottes Güte und Erbarmen in den Tagen heiliger Exerzitien.

Eine „Zugerin".

# Die Erziehung zur Ordnung und Reinlichkeit.

Von J. B.-R.

(Schluß.)

Zu verbieten ist selbstverständlich das Spucken auf die Tafel und das Auslöschen mit Schürze, Taschentuch oder Rockärmel.

Es ist in dieser Beziehung noch manches selbstverständlich und doch muß es der Vollständigkeit halber erwähnt werden.

Nicht jedes Kind kann schön gekleidet daherkommen, aber doch sauber und ganz. „Sauber und ganz gibt dem Kleide Glanz." — Es ist auf den Gebrauch eines saubern Taschentuches zu dringen.

Gesicht, Hals und Hände sowie die Ohren und die Haare des Schülers müssen öfters einer genauen Kontrolle unterzogen werden. — Zu lange Fingernägel und das Abkauen derselben sind nicht zu dulden.

Daß es auf die Reinlichkeit und Ordnung einer Schule ein schiefes Licht wirft, wo die Bücher und Hefte beschmutzt, mit Eselsohren versehen sind und behaftet mit Fettflecken und Fingerabdrücken, ist auch selbstverständlich.

Zur Gewöhnung an Ordnung und Reinlichkeit muß sich noch die Belehrung und Ermahnung gesellen. Im Sprachunterricht sollen entsprechende Lesestücke ausgewählt werden, z. B. Johanna Teiger, der Arzt und der Lehrer u. a. Hier können treffliche Aufklärungen über den Wert der Reinlichkeit und eines ordnungsliebenden Sinnes erteilt werden, über die Lüftung der Zimmer, über die Reinhaltung der Zähne und des Mundes, über das Baden und über die Beobachtung des nötigen Anstandes dabei. Andere Lesestücke (z. B. der ordentliche Schüler) geben Anlaß, die Kinder für die Einhaltung einer pünktlichen Ordnung zu begeistern.

Den Schülern muß klar gemacht werden, daß Putzsucht und Flirt noch lange nicht gleichbedeutend sind mit der wirklichen Reinlichkeit. Der richtige Beweggrund fehlt dem Putzsüchtigen vielfach, der nur zu oft eine bloß äußerliche Reinlichkeit zur Schau trägt, um das Gefallen der Mitmenschen zu erregen, während im verborgenen Kämmerlein, wo des Nächsten Auge nicht hingelangt, eine jämmerliche Unordnung und Unsauberkeit herrscht. Mit seidenen Handschuhen seine schmutzigen Hände verdecken gehört mehr zum Schein als zum wahren Sein der Reinlichkeit. Die Leute haben hier ein passendes Sprichwort geprägt: „Außen fix und innen nix."

Ein Extrem, wovor die Schüler zu warnen sind, besteht in einer gewissen Ueberempfindlichkeit gegen Unreinlichkeit, die manche Arbeiten und Verrichtungen mit sich bringen. Arbeit ist aber niemals eine Schande und wäre es die schmutzigste. Barmherzige Schwestern werden sehr zur Reinlichkeit angehalten; sie besorgen aber die ekelhaftesten Kranken, wovor selbst Leute, die sonst auf Reinlichkeit nichts halten, den größten Abscheu hätten.

„Rein gehalten dein Gewand,
Rein gehalten Mund und Hand,
Rein das Kleid von Erdenputz,
Rein von Erdenschmutz die Hand!
Sohn, die äuß're Reinlichkeit
Ist der innern Unterpfand." (Rückert.)

# Papst Pius XI. und die christliche Bildung der Lehrerinnen.

Seit etwa zehn Jahren besitzt Italien in der „Nicolo Tommaseo“ eine große nationale Vereinigung von Lehrern und Lehrerinnen zur Wahrung der Rechte des christlichen Bewußtseins. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, daß zu Beginn des Krieges die „Nicolo Tommaseo“ ein wertvolles Gegengewicht bildete gegen die „Associazione magistrale“, welche vom Sozialismus und Internationalismus vergiftet war.

Aber schon längere Zeit vor der Gründung der „Nicolo Tommaseo“ bestand in Mailand unter den Lehrerinnen eine Gruppe angesehener und eifriger Katholiken.

Diese Lehrerinnen hatten in dem, der sich jetzt Pius XI. nennt, einen erleuchteten Führer und schützenden Vater. Jahre lang hielt er mit ihnen wöchentliche Konferenzen für pädagogische Ausbildung und Erteilung des Religionsunterrichtes. Sie erlangten unter dieser Direktion Vervollkommnung in der lieblichen Kunst des Volksunterrichtes. Mgr. Ratti hielt, wie alle großen Geister, dafür, daß der Staatsdienst, vereinigt mit Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit das erste Apostelamt sei.

Zudem versammelte Mgr. Ratti jeden Monat seine Zuhörerinnen in der Kapelle des Cénacle zu einer geistigen Sammlung. Dort sprach er zu diesen großen Seelen nur vom lieben Gott und lehrte sie zu Gott sprechen.

Als er Mailand verlassen und mit Rom vertauscht hatte, erlitten die wöchentlichen Versammlungen einen jähen Abbruch; aber er war dafür besorgt, daß wenigstens jeden Monat diesen Lehrerinnen das geistige Brot ihres Seelenlebens gespendet werde.

Uebersetzt nach einem Zeitungsausschnitt, von einem Gönner der „Schweizer-Schule“ uns freundlichst zugesandt.

# Etwas aus dem Religionsunterricht.

In der biblischen Geschichte, die ich freiwillig meiner paritätischen II. Klasse erteile, erzählte ein Kind, der Karl B. sage, es gebe keinen Herrgott. Momentan stutzte ich, wie ich diese Bemerkung in diesem Kreise beantworten solle. Ich tat es unter reger Mitarbeit der Schüler folgendermaßen und wäre dankbar, wenn Leser der „Schweizer-Schule“ sich darüber äußern würden, wie *sie* sich der Aufgabe entledigt hätten. Ich sagte zuerst, solche Menschen seien sehr zu bedauern, da sie entweder blindlings solche und andere Dinge einem andern nachschwatzen oder weil sie, was noch ärger sei, wegen ihren Sünden wünschen müssen, daß es keinen allwissenden Gott gebe. Dann kamen wir auf die Schöpfung und die ganze Natur zu sprechen, daß der Mensch trotz seiner großen Gescheitheit (die Kinder brachten eifrigst die Erfindungen wie Luftschiff, Auto, Nähmaschine ꝛc. und die verschiedenen Künste zur Sprache) gar nichts Lebendiges machen könne, nicht einmal ein einziges Blümlein. Man darf diesen Gottesleugnern fröhlich sagen, wenn ein Mensch einmal so etwas zustande bringe, dann glauben wir auch, es habe und brauche keinen Gott. — Ich sprach auch davon, daß diese Menschen solches behaupten, weil sie Gott noch nie gesehen haben. Aber das sei kein richtiger Grund, da sie dann auch nichts glauben dürften, was man ihnen von fernen Ländern und Völkern erzählt, was in der Zeitung von Unglücksfällen ꝛc. steht und was uns in der Geschichte von frühern Menschen berichtet wird. Das alles haben sie auch nicht mit eigenen Augen gesehen. — Dann deutete ich noch die Folgen nach dem Tode an, welchen Schrecken solch ein Mensch erlebe, wenn er dann doch Gott als Richter vor sich sehe. Ein Knabe sagte: Ja, der liebe Gott kann dann zu ihm sagen, was er denn da bei ihm wolle, er könne ihn jetzt im Himmel nicht brauchen. B.

## Denkspruch.

Vieles wird mißlingen,
Was wir säten auf ird'schem Rund;
Doch, was immer wird gelingen,
Das ist ein fromm Beten aus Herzensgrund. (Verf. unb.)

# Etwas aus dem letzten Jahresbericht des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen.

Unsere Gegner ruhen nicht und haben es schon an vielen Orten durchgesetzt, daß weltliche Schulen eingerichtet werden. Unser Verein hat aber stets darauf gedrungen, daß keine Vereinsmitglieder Stellung an der weltlichen Schule annehmen. Besonders erfreulich ist, daß die Mitglieder des Bundes der Lehramtsbewerberinnen bei der Hauptversammlung zu Frankfurt erklärten, keine Beschäftigung an einer weltlichen Schule annehmen zu wollen. (Hochachtung vor solcher Treue und Charaktergröße!) Dieser Entschluß ist um so bemerkenswerter, als gerade die weltliche Schule den Bewerberinnen oft die einzige Möglichkeit zur Berufsarbeit bietet, ein Verzicht auf diese Stellung also auch einen Verzicht auf Verdienst und auf die oft so heiß ersehnte Schularbeit bedeutet. Dieser Entschluß ist somit ein Beweis dafür, daß der Idealismus auch bei den Junglehrerinnen nicht erloschen ist, und der Idealismus ist es, der am Ende doch den Sieg davontragen wird.

Zu einer der allerwichtigsten Standesfragen hat der Verein im Laufe des Jahres wiederholt Stellung genommen: zur Frage der verheirateten Lehrerin. Nach wie vor sind wir der Meinung, daß die Unterrichts- und Erziehungsarbeit den vollen Menschen verlangt, und so halten wir aus diesen und den anderen oft dargelegten Gründen fest an dem Ideal der jungfräulichen Lehrerin.

# Launen.

„Unsere Fräulein hat heute nicht „den Guten" gehabt. Wir haben es gleich am Morgen schon gewußt. Wir müssen nur darauf schauen, wie sie ihre Bücher auf das Pult legt und wie sie dann den Zwicker aufsetzt." So berichtete ein aus der Schule heimkehrendes Mädchen. Die Mutter war nichts weniger als erfreut über die vorwitzige Aeußerung und verwies sie dem Kinde, indem sie sprach: „Es ist nicht an euch, über die Lehrerin zu urteilen, umso weniger, weil ihr für euch selber zu schauen habt. Gerade du hast oft auch nicht „den Guten". Ist es etwa nicht wahr?"

„Doch, doch, ich weiß wohl, aber wir sind Kinder, und sie ist die Lehrerin. Du sagst ja oft, wir seien noch so „unfertige" Mädchen. Sie gilt aber als „fertige" Lehrerin und ich habe gemeint, fertige Leute haben keine Launen. Wenigstens bei dir und bei der Anna (ältere Schwester) habe ich noch nie etwas davon gemerkt!"

Diese Worte aus Kindermund haben Bedeutung, wenn es auch nur Kinderworte sind. Sie beweisen, daß die Kinder in der Lehrerin eine Person sehen wollen, die über ihnen steht, an die sie hinaufschauen können. Ob nun jene Lehrerin infolge seelischer Leiden oder Schwäche und Müdigkeit zuweilen mißstimmt war oder ob sie wirklich ihre Launen hatte, wir wissen es nicht. Aber von Launen wollen wir uns nie beherrschen lassen! Mag es auch im Privat- und Berufsleben einer Lehrerin Augenblicke geben, wo dunkle Wolken die Sonne verhüllen, ein gut' Gewissen, kindliches Gottvertrauen und tiefes Erfassen des erhabenen Berufes helfen immer wieder über Niedergeschlagenheit und Verdrießlichkeit hinweg. Dann äußert sich in jedem Tun, in Wort und Blick jene ständige, ruhige Freudigkeit, die auf den Unterricht und das ganze erzieherische Wirken so wohltätigen und erfolgreichen Einfluß hat.

# Briefkästlein.

Würde eine Aargauer Kollegin so gütig sein und der im Mai von uns geschiedenen Genovefa Trottmann v. Rottenschwil einige Worte der Erinnerung widmen?

Welcher meiner werten Kolleginnen habe ich — lang, lang ist's her — einen Band „Mädchenbühne" und welcher ein Bändchen zusammengebundener Christkindskalender und Ernst- und Scherzheftchen geliehen? Bitte, zu unterst in den Truhen nachschauen! Die Sachen sind angeschrieben. — Freundliche Grüße überallhin! E. M.

7. Jahrgang Nr. 8. 17. Aug. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Carolina Huberta Knur Dr. med. — Antwort auf die Frage „Etwas aus dem Relig.-Unterrichte. — Landesverband der bayerischen Lehrerinnenkongregationen. — Jörgli. — Vereinsnachrichten.

## Carolina Huberta Knur Dr. med.

Ein Lebensbild von Anna Sartory.

Es sind jetzt vierzig Jahre her, da saß in einem belgischen Institut inmitten der Schülerinnen der obersten Klasse ein sechszehnjähriges Mädchen namens Carolina. Das stützte den Kopf in die Hände und sah gelangweilt vor sich hin, daß man merken mußte, irgend etwas sei da nicht in Ordnung.

Die Lehrerin, eine junge Ursuline, beobachtete das Mädchen eine Weile und fragte dann mitleidig:

„Ma chère enfant, êtes-vous malade, avez-vous mal á la tête?“

„O non,“ antwortete Carolina, „j'ai mal à l'esprit.“

Man wird begreifen, daß die Institutsleitung eine solche Klage nicht ein zweites Mal entgegenzunehmen geneigt war, und so beschloß sie die unverzügliche Versetzung der geistig hungernden Carolina ins Seminar. Dort würde sie wohl nicht mehr dazu kommen, sich zu langweilen, sondern genug zu tun haben, den Klassengefährtinnen nachzugleiten und von ferne Schritt zu halten. Waren doch die Seminaristinnen des untersten Kurses der also Beförderten um drei bis vier Jahre voraus, wenigstens dem Alter nach. Im andern freilich, in den Leistungen, war sie ihnen allen schon nach dem ersten Trimester über.

Es ist also eine geistig ungewöhnlich reich begabte Persönlichkeit, deren Lebensbild hier gezeigt wird, eine Persönlichkeit, die wohl aus eigener vielfacher und schmerzhafter Erfahrung heraus geschrieben hat:

„Schmeichle dir nicht, wenn die Gottheit dir Gaben des Geists und Gemütes überreichlich gewährt. Brennender Kampf ist dein Los.“

Carolina Huberta Knur verbrachte ihre Kindheit und frühe Jugend als deutsche Beamtentochter an verschiedenen Orten: in Bernkastel an der Mosel, in St. Wendel, wo sie die Volksschule besuchte, in Saargemünd, wo sie Schwesternschülerin war.

Ein „Musterkind“ war sie offenbar nicht, trotz — oder ist es besser zu sagen wegen — ihres geistigen Reichtums. Dieser machte ihr alles Lernen außerordentlich leicht. Als „Erstgix“ hatte sie innerhalb einer einzigen Woche den ganzen Inhalt der Fibel bewältigt; was sie zehn Jahre später im Unterricht mit Gleichaltrigen empfand, ist einleitend erzählt worden. Daß ihr nach dem Geständnis einer ihrer Lehrerinnen niemand an Witz gleichkam, mochte zwar zu mancher Erheiterung in Schule und Pensionat beitragen, aber nicht immer zum Entzücken der Lehrkräfte. Diesen war sie außerdem gelegentlich eine Gefährdung der Disziplin, dann nämlich, wenn eine Lehrerin ihre Stellung nicht durchaus beherrschte, ein lückenhaftes Wissen offenbarte oder sonst in irgendeiner Weise sich eine Blöße gab. Bei solchen Vorkommnissen konnte Carolina zum enfant terrible werden.

Ihre Schwesternschulzeit in Saargemünd (Lothringen) fiel in die ersten Jahre nach dem Siebziger Krieg (sie war eine Sechsundsechzigerin, also ein „Kriegsmädchen“ von Geburt). Nun hatten sich aber damals ihre Lothringer Mitschülerinnen noch nicht abgefunden mit der Tatsache, „Mußdeutsche“ zu sein, und rächten sich für die Annektion in ihrer Weise, indem sie mit Hieben auf die Altdeutsche eindrangen. Diese aber „hiebte“ zurück, und gegen solche Art lothringisch- und deutschpatriotischer Kundgebungen sollen sogar die Schwestern von Ste. Chrétienne machtlos gewesen sein.

Nach und nach zog sich der Revanche-Gedanke aus den Händen in die Herzen der Lothringer Zöglinge zurück, so daß wenigstens äußerlich mehr Ruhe eintrat. Carolina, die „nach der Schlacht“ in die Stadtschule geschickt worden war, durfte in die Schwesternschule zurückkehren, zumal der Direktor der Stadtschule auch weniger witzigen Kindern etwas zu viel Stoff zu allgemeiner Belustigung bot.

Als sie das elfte Jahr erreicht hatte, durfte sie — für jene Zeit ungewöhnlich früh — die erste heilige Kommunion empfangen und wurde gleichzeitig in die Marien-Kongregation aufgenommen, also besonderes Pflegekind der Unbefleckten.

Dieser seelische Aufstieg wird es zum großen und größten Teile mitbewirkt haben, daß Carolina auch ihr äußeres Verhalten so gestaltete, daß sie in ihrer anderthalbjährigen Institutszeit in Wavre (Belgien) — trotz dem mal à l'esprit — in Betragen, Fleiß und Fortschritt die größte Auszeichnung erlangte, die daselbst jeweils nur einer einzigen Schülerin zuerkannt wird.

Nach Hause zurückgekehrt, bereitete sie sich privatim (mit einiger Nachhilfe der Saargemünderschwestern) zum höheren Lehrerinnen-Examen vor (meines Wissens damals ungefähr gleichbedeutend mit unserer Sekundarlehrerprüfung), und bestand dasselbe in Metz am St. Annatag des Jahres 1884 — als Siebzehnjährige! Daß sie auf Grund besonderer Rücksichtnahme von seiten der Prüfungskommission bestand, wird niemand annehmen wollen; war sie doch Katholikin und jenes Jahr eines der letzten der Kulturkampfzeit, die den Katholiken von seiten des Staates alles eher denn Bevorzugung gebracht hatte.

Carolina Knur besaß allerdings in diesem Alter schon ein Maß von Kenntnissen, das einem Maturanden des Gymnasiums Ehre eintragen würde. Ohne ein solches besucht zu haben (für Mädchen war ein derartiges Unterfangen damals so verpönt wie zu Annette Drostes Zeiten das Publizieren von Gedichten!), beherrschte sie die lateinische und griechische Sprache, — sie hatte außer Mathematik auch diese beiden mit ihren Brüdern erlernt.

Nun erteilte sie Privatstunden und pflegte ihre große Begabung zur Musik.

Als im Jahre 1887 ihre Familie nach Trier übersiedelte, wurde sie daselbst Hausgenossin des großen katholischen Pädagogen Lorenz Kellner. Er vermehrte ihre glänzenden Zeugnisse um ein Schreiben von seiner Hand, das sie für ihre Laufbahn als Lehrerin in besonderer Weise empfahl.

Carolina aber, die in allem nach dem Höchsten drängte, verlangte nach dem Vollkommenen und glaubte damals, dies am ehesten im Ordensstand erreichen zu können. Sie ging im Oktober 1887 nach Ahrweiler zu den Ursulinen und war dort Lehrerin und — Novizin. Ob außerhalb, ob innerhalb des Klosters, ich weiß es nicht, aber in jenem Jahre schrieb sie ihr Verlöbnis:

„Ich schwöre Dir, Gott, einen starken Schwur,
Dir zu gehören voll und ganz,
Dir, meiner Tage Sonnenhelle,
Dir, meiner Nächte Sternenglanz.

Und eh ich meines Schwurs vergäße
Und lösete dies heil'ge Band,
Eh soll, o Herr, mein Fuß erlahmen,
Eh soll verdorren meine Hand!“

Den Schwur hat sie gehalten, aber in viel schwereren Verhältnissen als in denen eines wohlgeordneten, mit schützenden Regeln umfriedeten Klosterlebens. In den mir vorliegenden Papieren — kurzen handschriftlichen Notizen — findet sich der Vermerk:

„Sie konnte das heimliche Dichten nicht lassen. Ein ergreifendes Gedicht, das man in ihrem Pult fand, bildete den unmittelbaren Grund zu ihrer Entlassung aus dem Noviziat. Es brach ihr fast das Herz.“

Das heimliche Dichten! Das Dichten! Es war ihr vom lieben Gott gegeben, wie sie selber schrieb:

„Du hast gebaut die Harfe mein,
Und Dein sind ihre Lieder,
Mein Dichterglück ist all von Dir,
Und Dir erschallt es wieder.

Ja, lieber nimm Dein hehr Geschenk
Und leg's in andre Hände,
Als daß ihm je ein Sang entquell',
Der Dich, den Meister, schände.“

Hätte sie es lassen *sollen*? Bei dieser demütigen, dankbaren und verantwortungsbewußten Auffassung dieses Teils ihrer Begabung? Hätte sie es lassen *können*? Ach, das ist es ja eben — sie konnte nicht. Und sie sollte nicht!

Die klösterlichen Uebungen und Prüfungen hatte sie eifrig, übereifrig erfüllt, hatte des Körpers so wenig geschont, daß sie als Schwerkranke ins Elternhaus zurückkehrte.

Was sie dem Herrn als Brautgeschenk im Kloster darzubringen gewillt war, das

brachte sie ihm bei der unfreiwilligen Rückkehr in die Welt: das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Mit dem Kloster blieb sie in freundschaftlicher Verbindung, so lange sie lebte.

Noch eine andere Schwäche außer der des Dichtens hatte sie in dieser Prüfungszeit geoffenbart: ihre Unfähigkeit, als Lehrerin in der Schule Disziplin zu halten. War das die Nemesis für ihre ehemalige Ausbeutung dieses Mangels ihrer Lehrerinnen? Wem der Gedanke Befriedigung gewährt, mag ihn lächelnd hegen, die Freude sei ihm gegönnt.

Carolina Knur hatte eine andere Leistung zu vollbringen, sie hatte einen Weg zu gehen, der ihr — der Tochter wohlhabender Eltern — Vereinsamung, Armut, bittere Entbehrungen eintrug.

Aber sie ging ihn trotz allem.

Nachdem sie bei den Ursulinen in Aachen und in einem vornehmen Hause Süddeutschlands nochmals als Lehrerin sich versucht, legte sie, wohl mehr im Verlangen nach einem amtlichen Ausweis der wissenschaftlichen Befähigung als in der Absicht praktischer Verwertung, die Prüfung als Schulvorsteherin ab; es war im Mai 1894.

Gestützt auf dieses Zeugnis und auf ihre frühern Prüfungsausweise wurde sie am 13. Oktober 1894 an der Universität Zürich immatrikuliert. Ein halbes Jahr später legte sie die Maturitätsprüfung ab mit durchwegs ersten Noten. Ihr eigenes Vaterland hielt damals seinen Töchtern die Tore der Alma Mater noch verschlossen. Als Katholikin mag sie die Erste gewesen sein, die in Zürich Medizin studierte, wie sie nachher auch das erste weibliche Mitglied des ärztlichen Vereins der Stadt Frankfurt wurde.

Wer selber schon mit Vorurteilen seiner nähern und weitern Umgebung gegen außerordentlichen Beruf und darum auch ungewöhnliche Berufswege zu kämpfen oder dabei passiv zu sein hatte, der mag ahnen, wie schwer es der damals Achtundzwanzigjährigen gemacht wurde, ihr Ziel zu bestimmen und willensstark demselben entgegenzuschreiten. Aber sie hatte es klar und gewissenhaft genug erwogen, um das Ringen mit den Hemmnissen aufnehmen zu dürfen. Es ist ein Beweis ihrer sorgfältigen Ueberlegung, daß sie schriftlich die Gründe festlegte, aus denen sie das Studium der Medizin aufnahm. Sie bezeichnete dieselben in folgendem Wortlaut:

„1. Um mir einen Wirkungskreis zu schaffen.
2. Wenn ich Aerztin werde, eröffne ich mit Gottes Hilfe einen neuen Lebensweg für Frauen, auf welchem die religiösen und sittlichen Ideale hochgehalten werden können.
3. Endlich widme ich mich diesem Stande, um zahlreichen leidenden Mitschwestern, die die Offenbarung ihres Zustandes dem männlichen Arzte gegenüber scheuen, zu helfen."

„Um die nötigen Gnaden zu erhalten, will ich einfach und schlicht leben, täglich nie mehr als 1 Fr. für meine Nahrung ausgeben, gesuchte und gelehrt klingende Ausdrücke und Redewendungen im Verkehr mit den Menschen vermeiden, bescheiden sein in Wohnung, Kleidung u. s. f. Alles, was ich durch meine Schriften verdiene, bestimme ich für gute Zwecke."

Von daheim erhielt sie keinerlei finanzielle Unterstützung. Aeußerst bescheiden, ja dürftig war ihre Kleidung. Das trug ihr anfänglich Mißachtung von seiten ihrer Mitstudenten und Professoren ein. Doch erkannten diese bald den tiefen Wert, den sie in sich trug und wollten ihres Gegengrußes nicht mehr entbehren. — Das nötige Geld zu geistiger und körperlicher Nahrung, Kollegien und Mahlzeiten, verdiente sie sich mit täglichem Stundengeben an kaufmännische Gehülfinnen. Mehrere Jahre hindurch bestand ihre Speise nur in Obst, Brot und Tee.

In dieser großen äußern Armut blieb ihr der innere Reichtum. Schon 1891 hatte sie geschrieben:

„Sie mögen alle mich verlassen,
Wenn Du nur bei mir bist,
Wenn ich nur jeder Frist
Dich darf umfassen.

Sie mögen alle mich vergessen,
Wenn Du nur mein gedenkst,
Mir Deine Liebe schenkst,
Die unermessen.

Sie mögen alle mich verachten,
Wenn Du nur schonen willst,
Und meine Sehnsucht stillst,
Dich zu betrachten."

Und ein Jahr später:

„Die tiefste Tiefe meiner Seele
Ist ewig, ewig Dein.

Die höchste Höhe meiner Liebe
Bist Du, ja Du allein.
Nach langen, mühevollen Fahrten
Lauf' ich im Hafen ein.
Ich ließ des Sturmes Lust und Wehe,
Um Dir vereint zu sein.
Dein Haus, o Herr, hat mich verstoßen,
Nicht achtend meiner Pein,
Und tiefer brannt' ich Deinen Namen
In meine Seele ein.
Dein Siegel glänz' auf meiner Stirne
Als wie ein Edelstein,
Die Treue, die ich Dir geschworen,
Wird mir den Sieg verleih'n."

Jetzt, in der „freien" Stadt Zürich, als Studentin, die mit den kleinsten und größten Lebensfragen ringen mußte, als Ausgestoßene ihrer Heimat und Einsame in der Fremde, da wurde ihre Treue, die sie dem Herrn geschworen, mannigfach geprüft. Sie hat sich je und je bewährt.

Als vor einigen Jahren in der damals noch schweizerischen „Katholischen Schweizerin" die Frage des Medizinstudiums der Frauen lebhaft erörtert wurde, hat man auch aus Angst für die Glaubenstreue der Studentinnen Bedenken gegen diesen Beruf erhoben.

Carolina Knur, die erste immatrikulierte Katholikin in Zürich, hat bewiesen, daß jungfräuliche Treue gerade an Widerspruch und Spott sich festigt, daß eine glaubenseifrige, demütige und fromme Studentin auch in gänzlichem Alleinstehen sich bewährt. Ergreifende Zeugnisse aus dieser Zeit ihres Lebens legen Zeugnis dafür ab, daß sie ihren Gott und ihren Glauben niemals auch nur in Gedanken preisgegeben hat. Sie, die ruhig die anfängliche Mißachtung der Kollegen und Professoren ertragen hatte, sie litt unter dem Stolz und der Torheit, die sich in den Lehren glaubensloser und glaubensfeindlicher Dozenten gegen ihren Herrn erhoben, aber dieses Leid vertiefte ihre Treue, vermehrte ihre Sorgfalt um ihres Lebens höchstes Gut.

„Ich trag' es nicht, daß sie Dich lästern, Herr!
Und wenn ich sehe, wie der eitle Wahn
Zu Dir erhebet die verruchten Hände,
Dein Herrscherdiadem Dir zu entreißen,
Die eig'ne Stirne keck damit zu krönen:
Es krampft das Herz sich dann mir in der Brust,
Und meiner Seele graut ob dieses Frevels.
Ich weiß es wohl, daß Du derselbe bleibst,
Daß ohne Maß und Schranken ist Dein Glück,
Daß Deine Werke all zu Deinen Füßen
Und keines, keines je sich Dir entzogen.
Doch trag' ich nicht, daß sie Dich lästern, Herr!
Denn wenn ich sehe, wie der Hölle Geifer
Zu Dir hinauf die trüben Wellen schäumet,
So fürcht' ich, daß sie Deinen Namen treffen,
Und daß in mir Dein Bildnis sie verwischen,
Das doch mein Kleinod und mein höchster Schatz.
Du weißt es, schone, schone Deines Kindes:
Wenn Stolz und Torheit wider Dich sich bäumen,
Ich trag' es nicht, o Herr, ich trag' es nicht."

„Ich hab' in meiner Seele Grund
Ein Heiligtum mir aufgebaut,
Die Engel Gottes wissen drum,
Kein Menschenaug' hat's je erschaut.

Ich bringe hin zu dem Altar
Als immer neue Opfergabe
Mein volles, heißes Priesterherz
Und meine Treue bis zum Grabe."

„Ich weiß, daß ich ein Bess'res bin,
Mag eine Welt dagegen sich erheben,
Hier mit dem kalten Hohn der Uebermacht,
Dort mit dem Brand der zügellosen Lust
Mich zu entwaffnen drohn,
Der Menschheit Diadem mir rauben wollen,
Mich heut' zum Tier, zum Werkzeug morgen stempelnd,
Mag eine Welt dagegen sich erheben:
Ich weiß, daß ich ein Bess'res bin,
Und dieses Wissen ist mir Hochgewinn."

„Wie könnt ihr froh und glücklich sein
Und sorglos eures Weges ziehn?
Die ihr den Heiland habt gekannt,
Wie könnt ihr leben ohne Ihn?

Die ihr zu seinen Füßen saßt,
Und seinem Worte habt gelauscht,
Die ihr von seinem Brote aßt,
Von seinem Kelche war't berauscht?

Auf eurem Nacken liegt es nicht
Wie eine zentnerschwere Last?
Nach dem verlornen Paradies
Hat nie das Heimweh euch erfaßt?

Ich such und suche Tag um Tag,
Verschlossen bleibt es meinem Sinn:
Den Heiland habt ihr einst gekannt,
Und leben könnt ihr ohne Ihn!"

Diese und eine Reihe andere, ihre Herzenstreue offenbarende Gedichte hat sie in ihrer Studienzeit in Zürich geschrieben. Aus dem Jahre 1899, da sie am 20. Juli das Diplom erhielt, datiert ein anderes, das ihre unverbrüchliche Liebe und Anhänglichkeit, ihre bräutliche Hingabe an ihren und unsern Herrn bezeugt:

„Der weiße Mantel.

Was stets am tiefsten mich ergreift
In dem Berichte Deines Todes,
Die Dornenkrone ist es, Herr,
Und jener Mantel des Herodes.

Mehr als der Nägel blut'ge Schrift
Auf Deinen Füßen, Deinen Händen,
Verwundet mich der kalte Spott,
Mit dem sie Deine Größe schänden.

Und heute, da derselbe Hohn
Sein Banner wagt vor Dir zu schwingen,
O Heiland! Deinem Königtum
Ein Lied der Ehren laß mich singen."

Ihre erste Wirksamkeit übte Fräulein Dr. Knur im Kantonsspital in St. Gallen aus, wohin sie 1899 als Assistenzärztin berufen worden war. Nach einjähriger Tätigkeit daselbst unternahm sie eine Reise nach Rom, um von dort in ihre Heimat zurückzukehren. Diese hatte inzwischen das Universitätsstudium den Frauen auch bewilligt, und nach Absolvierung zweier Semester in Freiburg im Breisgau bestand Frl. Dr. Knur auch das deutsche Staatsexamen. (Schluß folgt.)

# Antwort auf die Frage: „Etwas aus dem Religions-Unterricht".

1. B. hat richtig gehandelt, die vorgelegte Leugnung „es gebe keinen Herrgott" zu beachten und selbe belehrend und warnend zurückzuweisen. —

2. Die angeführten Beweisgründe für das Dasein Gottes aus der Schöpfung und einer Erklärung des Glaubens auf anderer Aussagen hin, erscheinen etwas zu spärlich zu sein, mögen aber entschuldigen, weil der Fragefall unerwartet kam.

3. Die Redewendung „man darf diesen Gottesleugnern fröhlich sagen, wenn ein Mensch einmal so etwas zustande bringe, dann glauben wir auch, es habe und brauche keinen Gott", mag eher unterbleiben, weil dem Zweifel wieder eine gewisse Möglichkeit im Kindesgemüt gegeben wird.

4. Ergänzend für diese Schulstufe — II. Klasse — und besonders anläßlich des bibl. Geschichtsunterrichtes dürften folgende Gedanken sich noch eignen für die Beweisführung des Daseins Gottes:

Das den Kleinen schon bekannte Erscheinen Gottes im Paradiese, das Lustwandeln Gottes im Paradies, das Reden Gottes mit den ersten Menschen, das Hören der Worte und wir wissen welche Worte, Rede und Antwort zwischen Gott und Adam; das Bekleiden der beiden ersten Menschen durch Gott. Die kleine bibl. Geschichte sagt ganz richtig: „Gott bekleidete nun Adam und Eva mit Tierfellen." Wieder das Rufen Gottes an Kain und die Antwort Kains an Gott. Also Schlußfolgerung, schon die ersten Menschen haben das Vorhandensein Gottes wahrgenommen, seine Stimme gehört und mit Gott geredet, also ist ein Gott. — Im gleichen Sinne dient für diese Altersstufe der Verkehr Gottes mit Noe, alle dessen Reden und Anordnungen und das richtige Eintreffen derselben; dann Abraham und Gottes Erscheinen vor ihm, wie die kleine Bibel wörtlich sagt: „Da erkannte Abraham, daß Gott selbst in der Gestalt eines Fremdlings, mit zwei Engeln bei ihm eingekehrt." Also Gott gesehen und mit Gott geredet, wie darf jetzt jemand sagen, es sei kein Gott. — Wieder Moses und sein Umgang mit Gott, sichtbar und hörbar und Tafeln von Gotteshand erhalten und den Menschen zeigend; dazu die erklärenden, eindringlichen Bilder der kleinen Bibel. Ferner der kleine Samuel, dem Gott ruft; also ein braver Knabe selbst hatte Gottes Worte vernommen. Der hätte gewiß nicht gesagt, es gebe keinen Gott. Dann noch für diese untere Schulstufe die Gottesbeweise, die in den biblischen Lehrstücken von der hl. Weihnacht liegen, wo von Seite der Engel und Menschen von dem vorhandenen wahren Gott geredet wird, „Gottes Sohn". Bei der Taufe im Jordan, Vater, Sohn und Hl. Geist und ebenso hl. Pfingstfest. Also der wahre Gott in sei-

ner Einheit und Dreifaltigkeit. Pensum der zweiten Klasse.

Auch die Gewissensstimme dürfte noch als Beweis des allgegenwärtigen und allwissenden und gerechten Gottes, wirkend schon im Herzen des Kindes, mitbenutzt werden. So wären selbst für diese Anfänger, Schüler der II. Klasse, ganz schöne, durchschlagende natürliche und übernatürliche Beweisgründe für das Dasein Gottes möglich zu geben, an Hand der drei Gedanken, die der Katechismus anführt mit den Worten: „Woraus erkennen wir Gott?"

Antwort: Wir erkennen Gott:

1. Aus der sichtbaren Welt,
2. Aus der Stimme des Gewissens und
3. Besonders aus dem Glauben. —

Diese Frage des Daseins eines wahren, persönlichen Gottes, ist für die Katechese und den bibl. Unterricht in sämtlichen Klassen unserer Schulen, von den ersten angefangen bis hinauf zu den letzten und abschließenden Klassen von eminenter Wichtigkeit. Aus manchem Elternmund hören die Kinder heute die Leugnung des Daseins Gottes; in Sozialistenkreisen ist das das Tagesgespräch; sämtliche größere Ortschaften, Städtchen und Städte haben ihre erklärten, atheistischen, gottesleugnerischen Vereine und Schriften und die Schulen in verdorbenen Kindern, ihre Verführer. Der frechen Leugnung, man habe kein sicheres Wissen von einem Gott, ist durchaus und mit aller Entschiedenheit entgegenzuhalten, es gibt ein ganz bestimmtes, sicheres Wissen von Gott; Gott hat sich geoffenbart sichtbar und unsichtbar; Gott hat sich zu erkennen gegeben der Menschheit; die Menschen haben Gott in wahrnehmbarer, sichtbarer, hörbarer Gestalt als existierend erkannt; in der Menschwerdung 33 Jahre sichtbar, hörbar und wahrnehmbar vor sich gehabt, tragen seine richterliche Stimme in sich und erkennen in der erschaffenen Natur sein Dasein und Walten Tag für Tag. So ist es zur Evidenz geworden, was der Apostel sagt: Nur ein Thor spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott. —

Viel schwerer ist es die Existenz zu leugnen, als dieselbe zu beweisen. Darum mutig das Schwert gezogen in Unterricht und Katechese, wir stehen auf festem und sicherem Boden. A. L.

# Landesverband der bayerischen Lehrerinnenkongregationen.

(Eingesandt.)

Anläßlich des Katholikentages in München veranstaltet der Landesverband der bayerischen Lehrerinnenkongregationen eine Sodalenfestfeier. Am 29. August morgens 7 Uhr vereinigen sich die Sodalinnen zu einer Generalkommunion in der Studienkirche (Ecke Promenadeplatz und Karmeliterstr.) Abends 8 Uhr findet im Rokokosaal des alten Hackerbräuhauses (Sendlingerstr.-Hackenstr.) eine Festversammlung statt, bei welcher Jesuitenpater Schröteler den Festvortrag hält. Alle Kolleginnen, auch Nichtsodalinnen, sind zu beiden Veranstaltungen herzlich eingeladen.

J. A. Luise Roeckl, München, Sophienstr. 5/III.

NB. Der Landesverband der bayerischen Lehrerinnenkongregationen zählte Ende 1921 im ganzen 1292 Sodalinnen, die sich auf die Städte Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, München, Nürnberg, Regensburg, Passau und Würzburg verteilen. In einem kurzen Jahresbericht (1921) heißt es: „Alle Kongregationen waren bemüht, ihre Mitglieder nach Kräften zu betreuen und auch die Verbindung mit jenen aufrecht zu erhalten, denen ein Versammlungsbesuch unmöglich ist. Darum versandten die Kongregationen Augsburg, München und Regensburg Vortragsskizzen und Versammlungsberichte, Bamberg und Würzburg Wanderbriefe. Ferienversammlungen einten die Sodalinnen von Stadt und Land und boten auf einsamen Posten wirkenden Mitgliedern doch einmal im Jahre Gelegenheit zum Versammlungsbesuch."

Die bayerische Marienkongregation der Lehrerinnen gibt eine 8-seitige Monatsschrift im Format unserer „Lehrerin" heraus, betitelt: „Virgo Mater", die jetzt im 5. Jahrgang erscheint, und bildete gerade auch zur Zeit der Revolution ein mächtiges Bollwerk der christlichen Schule. Daß in Bayern im Gegensatz zum übrigen Deutschland auch nach der Revolution das gesetzliche Eheverbot für Lehrerinnen bestehen blieb, ist wohl zu nicht geringem Teil das Verdienst dieser Lehrerinnenkongregationen. A. S.

# Jörgli.

Von L. M. in M.

An seiner Wiege kauerte die Häßlichkeit. — Sie freute sich, über ein armes Menschlein Siegerin zu sein. Und sie begleitete ihn all die Jahre hindurch und wird wohl nie von seiner Seite weichen. — Aber ich hatte ihn doch lieb, meinen Jörgli, und das konnten seine Mitschüler in der zweiten Klasse gar nicht begreifen. —

Als ich eines Tages in die Schule kam, sprangen mir die Kinder entgegen. „Lehrerin, wir haben einen neuen Schüler, der sieht aber lustig aus. Seine Haare sind grad so rot wie unserem Gügseler der Kamm. — Und sein Gesicht ist ganz voll Flecken. — Wir haben daheim eine Henne, die ist auch so gefleckt. — Und schau, Lehrerin, was hat er für lustige Augen, sie sind ganz schief und die Deckelhaare sind auch viel länger als bei uns.“ Und da stand er mitten in einem Knäuel und wußte sich kaum zu helfen. — Lehrerin, er heißt Jörgli und hat vorher weit oben auf den Bergen gewohnt. — Ein Bergkind bist du? — Tag, Jörgli, — und ich streckte ihm die Hand entgegen und führte ihn ins Schulzimmer. — Auf dem Tische standen Alpenrosen — Heimatgrüße. — Und Jörgli starrte auf die Blumen hin; dann bebte sein Körperchen, die Augen leuchteten. Er faltete die Hände wie zum Gebet. — Gelt, Jörgli, in diesem Augenblick wurden wir Freunde. — Du erzähltest mir von deiner und meiner Heimat, und du hast ganz vergessen, wie wie lieblos deine Mitschüler vorher waren.

Und du erzähltest mir auch von deinem Leben daheim. Armer Jörgli! das Leben nahm dich hart in seine Schule; aber du hieltest stand, und das machte dein kleines Herzchen stark, und du hattest Verständnis für alles Leid. —

Dein Vater war ein armer Trinker. Das erzähltest du uns einmal harmlos in der Schule. Das war damals, als wir von Vater und Mutter sprachen. Die andern Kinder wußten so viel Liebes zu sagen und jedes dachte, ich habe den besten Vater, die liebste Mutter.

Und du senktest traurig dein Köpfchen. — Lehrerin, der Jörgli hat noch nichts erzählt, rief auf einmal dein Nachbar. Und du erschrakst und schautest mich an. Dann schweifte dein Blick in die Ferne. — Ja, ich habe auch einen Vater. Gestern hat er mich geschlagen, weil mir die Wirtin keinen Schnaps für ihn gab. Und dann mußte ich mit ihm ins Dorf, und als wir heimgingen, hatte der Vater einen Rausch. — Aber Jörgli, was redest du! — Ja, er ist immer auf mich gefallen und dann wieder auf die andere Seite. — Aber Jörgli, dein Vater wollte vielleicht nur Spaß machen. — Nein, Lehrerin, wir gingen ja in jedes Wirtshaus, das am Wege war, und als wir heimkamen, sagte die Mutter: Du Lump, hast wieder einen Rausch. Aber da hat der Vater die Mutter geschlagen, er ist halt stark. —

Und wenn die kleinen Geschwister lärmen, flucht der Vater und schlägt sie. — Die andern Schüler lauschten atemlos. Sie schauten mich ängstlich an; ein kleines Mädchen sprang zu mir und rief weinend: Lehrerin, ich fürchte mich. — Du aber sagtest: Mir fürchtet es nie, ich darf durch den tiefsten Wald gehen. Der Vater sagt immer zu mir: Jörg, du bist sicher, — dich frißt niemand. — Aber gelt, Lehrerin, der Schutzengel ist ja immer bei mir, er beschützt mich Tag und Nacht, und da muß ich mich doch nicht fürchten. —

Eines Tages klopfte der Neid an unsere Türe; grinsend schaute er zu uns und freute sich auf sein Opfer. Es gelingt ihm alles, dem Neid, wenn er etwas will. Er gesellte sich zu uns beim Spiel. — Du häßlicher Jörg, du fremder Bub, du gehörst nicht zu uns. So ein armer Bettelbub wie du bist. Schau die reichen Bauernkinder an, die müssen bevorzugt werden und nicht du. — Und auf dem Heimweg wird Jörgli von den andern geschlagen und verspottet, als ob er nicht sonst genug Schläge bekäme.

Lehrerin, sagt er am andern Tag, am liebsten komm ich halt zu dir und gelt, heute haben wir Bibl. Geschichte. Ich habe mich die ganze Nacht darauf gefreut. —

Und ich erzähle den Kindern, wie der Heiland mißhandelt und verspottet wurde.

Die rohen Soldaten spielten König mit dem lieben Heiland. Sie drückten ihn gewaltsam auf einen Stein nieder; das war sein Königsthron. Ein alter Soldatenmantel wird aus einer Ecke hervorgezogen. Zieht ihm den Königsmantel an. Heil unserm König! — Und sie flochten eine Krone aus Dornen und drückten sie ihm auf das Haupt. In die rechte Hand gaben sie ihm ein Rohr. Und sie spien in sein Angesicht und schlu-

gen ihn. Jesus aber sagte kein Wort und litt geduldig. —

Für uns arme Menschen hat der Heiland so viel gelitten, für alle jene, die stolz und hochmütig sind, die andere schlagen und auslachen. — Und der Heiland hat doch alle Menschen lieb und will, daß auch wir einander lieb haben. —

Und dann schrieben die Schüler ihre Gedanken nieder. Ganz still war's in der Klasse. Jener, der am lieblosesten gegen dich war, schrieb: Lieber Heilant ich habe gester der Jörgli fest gehauen. Aber er hat mich nicht verklagt. O es tut mir leit im Herz. Ich gebe dem Jörgli ein Apfel. Lieber Heilant ich bringe dir ein Opferlein dar und ich will mich bessern.

Du, Jörgli, aber schriebst: Gelt Heiland ich bin auch schon ein wüster Soltat gewesen. Und du bist doch ein rechter König. Kom in meins Herz und wasche es wieder sauber.

Lieber König bleibe bei mir.

# Vereinsnachrichten.

**Sektion Zug.** Es war eine unserer schönsten Versammlungen, diejenige vom 24. Juni. Schon die Einladung nach St. Michael mag wohl die meisten unserer Mitglieder überrascht haben. Durch die Güte und Gönnerschaft des hochw. Herrn Monsig. F. Weiß wurden uns die Freude und der Genuß, die reiche Pracht des Kirchenschatzes von St. Michael und St. Oswald bewundern zu dürfen. Sein belehrendes und begeistertes Wort weckte in uns Interesse und Verständnis für die fein und sinnvoll gearbeiteten Stücke einer überaus gediegenen, soliden Kunst. Weitaus das meiste, was unserm Auge geboten wurde, verdanken die Kirchen alt-zugerischer Kunst, Frömmigkeit uud Freigebigkeit. Der H. H. Prälat, wie auch der gebildete Kunstkenner H. H. Prof. J. Kaiser machten uns auf vieles Wertvolle in unsern Kirchen aufmerksam, das wir bisher kaum beachtet z. B. die geschnitzten Stationen, den alten Kreuzaltar, das berühmte Chorgestühl zu St. Oswald, den Armenseelen-Altar in der Taufkapelle zu St. Michael und anderes mehr.

Die Gemüter waren noch zu sehr beschäftigt mit Ordnen und Sichten so vieler neuer Eindrücke, als daß sich beim duftenden Kaffee im Falken eine allzu gemütliche Stimmung hätte auslösen können. Mit dem bestimmten, freudigen Vorsatz im Herbst dieses Jahres wieder zusammenzukommen, wurde die Versammlung geschlossen. C. W.

**Sektion Aargau.** Versammlung in Brugg am 20. Mai 1922. Diesmal galt es, unsern Büchertisch zu revidieren, ihn von der Flut der Kataloge und den unserer Weltauffassung feindlichen Buchhandlungen zu säubern und Werke darauf zu legen, die dem Katholiken allein würdig sind, die Werke kath. Kultur, die an Geistesgröße und Tiefe den andern zum mindesten die Wage halten. Herr Dr. E. K. Winter aus Wien machte uns in prägnanter Kürze mit dem universalen und genialen Denker und Dichter Oesterreichs, Richard von Kralik, bekannt, dessen 70. Geburtstag die Katholiken deutscher Zunge diesen Sommer feierlich begehen wollen. Kralik als Epiker, Lyriker, Dramatiker, Philosoph und Historiker kommt mancherlei literarischen Bedürfnissen entgegen. Alle seine Bücher, wie die von Eberle und Eichert und allen andern kath. Schriftstellern liefert die Buchhandlung des Vogelsang-Verlages Ges. m. b. H. Wien, 8. Bez. Strozzigasse 41. —

Angeregt durch Mädchenschutzverein und Frauenbund, erklären sich die Lehrerinnen bereit, an einem Berufsberatungskurs in Baden, der im Juli stattfinden soll, teilzunehmen.

Im Unglück und im Glücke Herr seiner selbst zu sein, —
Lern' in der Not ans Glück, im Glück ans Unglück denken!
So wirst du nie dich ungemäßigt freun,
Und nie dich ungetröstet kränken.

Diejenigen, welche sich ihre Pflichten zur Plage machen, handeln sehr unklug; denn nichts kann uns ein schöneres Vergnügen gewähren als treue Pflichterfüllung.

(Aus einem Büchlein ohne Namen.)

7. Jahrgang Nr. 9. 14. Sept. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Carolina Huberta Knur Dr. med. — Der Gesundheitszustand der Lehrerin und seine Hebung.

## Carolina Huberta Knur Dr. med.

Ein Lebensbild von Anna Sartory.

(Schluß.)

Am 16. Mai 1902 kam sie als neunte Assistenzärztin in die Irrenanstalt in Frankfurt am Main, wurde 1½ Jahre später vom Magistrat zur Vertrauensärztin der weiblichen Angestellten der Stadt ernannt und erhielt 1904 die Stelle des 2. Assistenzarztes der Irrenanstalt.

„Sie war,“ so heißt es in den mir vorliegenden biographischen Notizen, „bei den Kranken, Männern und Frauen, außerordentlich beliebt und hatte Einfluß, wo die Autorität der männlichen Aerzte versagte. ‚Fräulein Doktor ist gut,‘ war das allgemeine Urteil.“

„Sie besuchte jeden Morgen vor ihrem Dienst, meist schon um fünf Uhr, die heilige Messe, gab heimlich den Armen, sogar von ihrem Tisch.“

In Frankfurt war es auch, wo sie in den freien Stunden ihres Nachtdienstes ein fünfaktiges Trauerspiel schuf („Konradin“), wo sie „das heimliche Dichten“ wieder nicht lassen konnte, und wo sie eine wissenschaftliche Arbeit verfaßte, eine streng logische Beweisführung gegen die Behauptung ihrer Kollegen, „Christus sei nur Arzt oder doch vorzüglich Arzt“ gewesen. Ihre Widerlegung („Christus Medicus?“) ist das Zeugnis der überzeugten Katholikin, der in Glauben und Erfahrung gefestigten Wahrheitsbesitzerin, es ist das Eintreten der „Braut des Geächteten“ für ihren Geliebten.

Sie war eine ganze Persönlichkeit, in innern und äußern Kämpfen sich bewährend, und ist gerade durch ihr Studium zu einem Glaubensbekenntnis gekommen, das von Wissenschaftlern übergangen, aber nicht widerlegt werden kann.

Daß der ungewöhnliche Weg, den sie gehen mußte, um ihrem Berufe zu folgen und ihn andern ihres Geschlechts eröffnen zu können, daß dieser damals noch ganz ungewöhnliche Weg ihr unsagbar schwer gemacht wurde, ist schon angedeutet worden. Zwei kurze Aufzeichnungen in ihrem Gedichtbuch (Verlag Kirchheim u. Co., Mainz) dürfen in diesem Sinne wohl fraglos auf sie selber bezogen werden; das schon erwähnte: „Schmeichle Dir nicht, wenn die Gottheit . . .“ und das andere:

„Wenn er gesunken, der Held, getroffen
vom Pfeile des Todes,
Wagt es die elende Welt, zögernd ihm
Lorbeern zu streu'n.“

Es ist etwas wie Bitterkeit in diesen Versen, aber für Verbitterung war sie zu groß. Und dann: sie hatte sich zu ihrem Ziele durchgerungen, sie war zur Erfüllung ihrer Aufgabe gelangt. Von dieser Höhe aus plante sie mehr: die Gründung einer Heilanstalt für arme Kinder, einer Heilanstalt, die auch Gesinnungsfeste für Aerztinnen und Wärterinnen werden sollte.

Aber die übergroßen Entbehrungen ihrer Studienzeit hatten in ihr ein Leiden grundgelegt, das auch durch eine Operation nicht mehr behoben werden konnte. Im Spätherst 1905, nach der Rückkehr von einer zweiten Romreise, erkrankte sie, um nicht mehr zu genesen. „Mit größter Geduld,“ so heißt es in den wiederholt zitierten Notizen, „narkotisierende Mittel zurückweisend, ertrug sie die furchtbarsten Schmerzen, mit heldenhafter Seelenruhe die Gewißheit, daß nichts mehr zu retten war. „Bis zum 8. Dezember,“ sagte sie, und am Abend des Festes der Immaculata: „O wie schön, wie schön!“ — Es waren ihre letzten Worte.“

Der Anzeige von ihrem Hinscheide hatten der Direktor und die Aerzte der Frank-

furter Irrenanstalt die Widmung beigefügt: „Sie hatte sich durch größte Gewissenhaftigkeit und Eifer in der Erfüllung ihrer Pflichten, durch humane und sorgfältige Behandlung ihrer Kranken, durch treues, kollegiales Verhalten und persönliche Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit die Hochschätzung aller Aerzte und Beamten und die Liebe der Kranken in hohem Maße erworben und sich ein dauerndes Andenken im Herzen von uns allen gesichert."

Ebenso bedeutend für ihre Wertung ist die Tatsache, daß „die Trauer des Personals der großen Anstalt bei ihrem Tode allgemein war und tief".

„Denen, die sie näher kannten," heißt es in den handschriftlichen Notizen, „bleibt ihr Andenken unvergessen als das eines überaus schlichten, aufrechten und treuen Menschen"; und Pauline Herber, die nun auch heimgegangene Gründerin des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen, schrieb u. a. in den September 1906 erschienenen „Mitteilungen der Herderscher Verlagshandlung" von der Vorausgegangenen:

„Ich lernte sie im Jahre 1903 zuerst kennen. Eine hohe, schöne Stirne mit auffallend stark gewölbter Schläfe, ein ruhiges, sicheres Wort, eine ernste Zurückhaltung bei natürlich-weiblichem Sichgeben — alles verriet den mehr als gewöhnlichen, in sich selbst gefestigten Menschen. Wir sprachen von der Frauenbewegung und sie verhehlte nicht, daß sie eine sehr reservierte Anhängerin derselben sei. Selbst eine begeisterte Dienerin der Wissenschaft, wollte sie doch keine Täuschung gelten lassen über die Schattenseiten des Frauenstudiums und bezeichnete das allgemeine Streben der Frau nach Gleichstellung mit dem Manne als einen verhängnisvollen Fehler. — Durch nichts ließ sie vermuten, daß sie die Verfasserin der Gedichte von C. Huberta Knur sein könne, die die ganze Tiefe eines reichen Gemütes und einer verinnerlichten Glaubenskraft offenbaren."

In einer brieflichen Mitteilung an Schreiberin dieser Zeilen bezeichnete Pauline Herber das Leben Carolina Knurs als „eine Leidenslaufbahn, wie wenige sie ahnen," und betonte, daß diese Leidenslaufbahn nach den Gedichten verlangte.

In unserm Lande sind diese, so wie die Verfasserin selber, wohl beinahe ganz unbekannt. Und doch verdienen sie in katholischen Häusern und in den Bücherschränken der Jungfrauen und Frauen Ehrenbürgerrecht. Allerdings bieten sie nichts weniger als leichte Unterhaltung. Aber das ist auch nicht die Bestimmung katholischer Dichtkunst. Würde sie allgemein auf diese Stufe niedersteigen, dann müßten ihre Träger nicht mit vielfachem äußerem Mangel sich abfinden. Daß Carolina Knur trotzdem auch da ihre Höhenwege ging, gereicht ihr zu ewigem Gewinn und denen, die diesen Teil ihrer Begabung mitgenießen dürfen, zu leuchtender Vorbildlichkeit.

Das für uns unvergänglich Wertvolle ihres edlen Lebens und schönen Sterbens ist, daß sie in Treue gegenüber ihrem Glauben, in Erfüllung ihres Gelübdes, in vollkommener Ausübung ihres Berufes zu so seliger Vollendung gekommen.

Verschieden sind unsere Wege, gleich aber ist unser Ziel: nach dem Maße unserer Begabung uns emporzuringen zur Vollendung.

# Der Gesundheitszustand der Lehrerinnen und seine Hebung.*)

Als vor einigen Wochen mir das ehrende Anerbieten gemacht wurde, auf dieser Versammlung über „den Gesundheitszustand der Lehrerinnen und seine Hebung" zu sprechen, hegte ich zunächst einige Bedenken, deren Einzelheiten Sie mir gütigst erlassen werden. Wenn ich dennoch schließlich mich der genannten Aufgabe unterziehe und zwar mit Freuden unterziehe, so war für mich folgende Ueberlegung maßgebend: In meiner doppelten Eigenschaft als Aerztin und gewesener Lehrerin dürfte ich vielleicht in der

*) Wir dürfen wohl mit der Zustimmung der meisten unserer Leserinnen rechnen, wenn wir im Anschluß an das Lebensbild Dr. Knurs auch ein Referat veröffentlichen, das sie im Verein kath. deutscher Lehrerinnen anläßlich seiner 19. Hauptversammlung (1904 in Berlin) zum Vortrag brachte. Dasselbe ist in mancher Hinsicht auch heute noch aktuell, und uns wird Gelegenheit geboten, eine kathol. Aerztin, die unsern Beruf und seine Anforderungen aus eigener Erfahrung kennt, über dieses Thema zu vernehmen. Wir entnehmen den Text dem 8. Heft des betr. Jahrganges „Monatsschrift für kath. Lehrerinnen" (Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn).

Lage sein, einer Reihe von hier in Betracht kommenden Fragen größeres Verständnis entgegenzubringen, als dies bei einem Kollegen unter sonst gleichen Umständen zu erwarten wäre.

1. Wenn wir den Stand der Lehrerinnen inbezug auf Mortalität und Morbidität (Lebensdauer und Erkrankungen) genauer betrachten, so finden wir, daß ihm die Statistik eine mittlere Stellung einräumt. Gestatten Sie mir hierzu einige erläuternde Worte.

Wie Ihnen bekannt, spielt in der Hygiene das Kapitel der Gewerbekrankheiten eine große Rolle. Es werden uns in demselben eine Reihe gesundheitlich besonders gefährdeter Berufe aufgezählt, so gewisse Fabrik- und Bergwerksbetriebe, Webereien, der Stand der Krankenpfleger, Offiziere und Aerzte.

Die genannten Berufe haben auch für von Haus aus gesunde Individuen gewisse, nie ausbleibende Schädlichkeiten im Gefolge; ihre verheerendsten Wirkungen aber entfalten sie da, wo es sich um Kränkliche, Schwächliche handelt, die, auch abgesehen von der eigentlichen Berufsarbeit, unter ungünstigen Ernährungsverhältnissen stehen.

Eine gewissenhafte Statistik muß sich hier vor Trugschlüssen hüten, vor dem berüchtigten Post hoc, ergo propter hoc, wenn es auch nicht in allen Fällen gelingt, die Gewerbeschädlichkeiten aus den umhüllenden Nebenschädlichkeiten glatt herauszuschälen. Um ein Beispiel hervorzuheben: der Schneiderberuf wird in der Mehrzahl der Fälle von Schwächlichen ergriffen, die er nun noch schwächlicher macht.

Die Hygiene der Gewerbekrankheiten zählt den Lehrerstand nicht in der Reihe der besonders gefährdeten Berufe auf.

Wir besitzen eine sich über ein großes Material ausdehnende, nach möglichst einheitlichen Gesichtspunkten aufgestellte Morbiditätsstatistik Italiens, die Jahre 1881 bis 1885 umfassend. Diese Statistik der Erkrankungen ergibt ein Maximum von 50% bei Zündhölzchen- und Zigarrenarbeiterinnen (d. h. die Hälfte derselben erkrankten ernstlich), während die bei Männern (Bergleuten, Schleifern) beobachtete größte Morbidität 31% betrug, gegenüber 21% bei Lehrerinnen (dieselben erkrankten relativ häufig an Tuberkulose) und einem Minimum von 16% bei Künstlern, Beamten, Geistlichen. Mit anderen Worten: die Fabrikarbeiterinnen erkrankten 3 mal so oft als Künstler, Beamte, Geistliche, und $2^1/_2$ mal so oft als Lehrerinnen. Und wenn wir das Minimum der Morbiditätstabelle mit 1 bezeichnen, so verhielte sich die Morbidität der Lehrerinnen hierzu wie 1,30 gegenüber einem Maximum von 3 für die Fabrikarbeiterinnen.

Die Lehrerinnen ständen demnach durchaus nicht ungünstig; auf das statistische Vergleichsmoment mit den nicht erwerblich tätigen Frauen, deren Krankheiten nicht registriert werden, müssen wir natürlich verzichten.

Auch die Mortalitätsstatistik, wie sie zuerst in England in exakter Weise geführt worden, weist dem Lehrerstande einen ziemlich günstigen Platz an.

Eine Verschiebung zuungunsten des Lehrerstandes wurde dann beobachtet, als man anfing, die Schwindsuchtssterbefälle gesondert zu betrachten. Mit anderen Worten: die Lehrer erkranken und sterben relativ häufig an Tuberkulose. Die neueste hierüber bestehende Tabelle konstatiert an Schwindsuchtssterbefällen pro Mille bei

| | | | |
|---|---|---|---|
| Ackersleuten | 13,8 | Böttchern | 32,8 |
| Aerzten | 23,0 | Bäckern | 33,3 |
| Gastwirten | 25,8 | Steinmetzen | 68,6 |
| Lehrern | 29,4 | Buchdruckern | 200,0 |

Nach anderen soll nahezu die Hälfte aller Buchdrucker an Lungentuberkulose erkranken. Die Lehrer gehören demnach noch zu der günstig gestellten Hälfte. Immerhin müssen wir zugeben, daß eine Krankheit, die von 1000 Lehrern nahezu 30 dahinrafft, einen beachtenswerten Feind der Gesundheit dieses Standes darstellt.

Für Deutschland sind die Verhältnisse ähnliche. Unsere Aufmerksamkeit wendet sich also notgedrungen den Lungenerkrankungen, speziell der Tuberkulose zu.

2. Die sorgfältigen und ausgedehnten Untersuchungen von Professor Ribbert haben bis zur Evidenz bewiesen, daß wir nahezu alle zur Tuberkulose disponiert sind, um nicht zu sagen, daß wir ihr verfallen: 99% aller Leichen von Erwachsenen haben verkäste, d. h. tuberkulös infizierte Lymphdrüsen. Etwas anderes aber ist es, unbeschwert ein paar tuberkulöse Drüsen mit sich herumschleppen, etwas anderes, an Lungenschwindsucht dahinsiechen und sterben. Besonders disponiert zur Lungentuberkulose ist, wer von lungenkranken Eltern stammt, schwächlich gebaut ist, in ungünstigen Ernährungsverhältnissen lebt.

Das berufsmäßige viele und laute Sprechen, oft bei ungünstigen Temperaturverhältnissen, in staubiger Luft, veranlaßt leicht Katarrhe, welche schließlich die Widerstandskraft der Gewebe herabsetzen können und so der Infektion mit Tuberkelbazillen den Weg ebnen.

Lehrer und Schüler können einander infizieren, wenn anderseits auch nicht geleugnet werden kann, daß zuweilen Menschen unter den ungünstigsten Verhältnissen, in direkter Umgebung von Schwindsüchtigen, ihre Atmungsorgane gesund erhalten. Hierauf aber rechnen wollen. wäre vermessen. Für uns kommen die nach dieser Hinsicht zu treffenden Vorsichtsmaßregeln in Betracht, und es sei mir gestattet, fünf Hauptpunkte hervorzuheben:

a) Wenn Sie nachweislich lungenkrank sind, ehe Sie sich dem Lehrberufe widmen, dann versuchen Sie, sich auskurieren zu lassen, und wenn's nicht gelingt, so lassen Sie in ihrem und der Kinder gesundheitlichem Interesse die Hände vom Unterrichten. Auch im Laufe der Berufstätigkeitkann dieselbe Aufgabe an Sie herantreten, doch muß hier ein Arzt entscheiden. Nicht jede Form der Tuberkulose birgt die gleiche Gefahr für die Umgebung, auch kann die Krankheit ausheilen oder auf längere Zeit Halt machen.

b) Hüten Sie sich so viel als möglich vor dem Schulstaub, den man wohl auch den „Staubteufel" genannt hat. Halten Sie sich gewissenhaft an die diesbezüglichen hygienischen Bestimmungen, welche ebensosehr Ihr Interesse als das der Schule im Auge haben. Machen Sie der Mode nicht die Konzession der Kleiderschleppe. (1904!) Das kann kein Vernünftiger von Ihnen verlangen, ebensowenig wie man Ihnen zumuten kann, Magen und Lungen durch das Korsett zusammenzupressen. Auch die Aussicht, ein paar Zentimeter größer zu scheinen, berechtigt uns nicht, soviel Staub aufzuwirbeln.

c) Strengen Sie Ihre Stimme nicht unnötig und übermäßig an; die Gewohnheit spielt hier wohl auch eine Hauptrolle. Man sagt ja, je leiser der Lehrer spricht, desto besser merken die Schüler auf. Wenn dieser Ausspruch auch cum grano salis, d. h. mit Einschränkung zu verstehen ist, etwas Wahres ist doch daran. Es würden also in diesem Punkte Pädagogik und Hygiene sich die Hand reichen.

d) Schärfen Sie Ihr Auge, soweit dies ohne direkte Fachkenntnisse möglich ist, für den Ausbruch der gefährlichen Krankheit bei Ihren Schülern, besonders da, wo Ihnen kein Schularzt zur Seite steht. Sie dienen auch hier dem allgemeinen gesundheitlichen Interesse.

e) Gönnen Sie sich außerhalb der Schulzeit in ausreichendem Maße die Wohltat der frischen Luft. Stärken Sie durch ausgiebige, doch nicht sportmäßige Bewegung im Freien Ihre Atmungsorgane und machen Sie dieselben den Berufsschädlichkeiten gegenüber widerstandskräftig.

3. Eine weitere Krankheit, welche Lehrer und Lehrerinnen relativ häufig befällt, ist die Nervosität, die Neurasthenie. Es steht uns über diese Krankheit, auf deren eingehende Beschreibung ich leider verzichten muß, ein ziemlich ausgedehntes statistisches Material zur Verfügung; doch ist hierbei eines zu beachten: Trotz der genauesten Beobachtung wird es uns bezüglich der Neurasthenie immer an einer auch nur halbwegs zuverlässigen Statistik fehlen. Nicht jeder, der Schmerzen hat, kann oder will schreien. Da sind z. B. die Aerzte, die fast das Recht, zu klagen, verloren haben, bis es zum Sterben kommt, wo das Dissimulieren aufhört. Da ist weiter die beträchtliche Zahl jener, die es für kindisch oder weibisch halten, nervös zu sein, und die durchaus nichts Verlockendes an dieser Frucht der Hyperkultur finden. Auf die Differentialdiagnose mit der sog. Hysterie, in deren Wesen es liegt, sich beschauen, bewundern und beklagen zu lassen, kann ich hier nicht eingehen. Doch möchte ich an dieser Stelle hervorheben, daß der krasse Egoismus, die Degradation des Charakters durchaus nicht die notwendige Begleitschaft der Nervosität ausmachen; diese hat ihre Helden. Ferner möchte ich Sie auch vor der etymologischen Deutung dieser Krankheiten warnen, deren allgemein wachsende Verbreitung leider nicht geleugnet werden kann.

Mancher ist Neurastheniker von Geburt; auch die günstigsten hygienischen Lebensverhältnisse lassen ihn als solchen erscheinen. Häufiger allerdings wird der Ausbruch der Nervosität durch äußere Schädlichkeiten ausgelöst, und zwar handelt es sich hierbei nicht an letzter Stelle um die Schädlichkeiten des Berufes. Anderseits gibt es Dinge, die auf die Dauer auch einen gesund veranlagten, erblich nicht belastenden Menschen nervös machen. (Fortsetzung folgt.)

Der Bericht über die Generalversammlung folgt in nächster Nummer.

7. Jahrgang Nr. 10. 19. Okt. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

Inhalt: Der Gesundheitszustand der Lehrerin und seine Hebung. — Vereinsnachrichten.

## Der Gesundheitszustand der Lehrerinnen und seine Hebung.

(Fortsetzung.)

Man hat die Nervosität eine psychogene Krankheit genannt und wohl mit Recht. In der erdrückenden Mehrzahl der Fälle wird sie herbeigeführt durch Dinge, die wir nicht mit Händen greifen, nicht unter das Mikroskop legen, nicht ins Reagensglas gießen können, — wie ja auch später der Anatom an dem befallenen Nervensystem keine Veränderungen nachweisen kann. Diese Dinge sind Enttäuschungen, Kränkungen, Sorgen, Verdrießlichkeiten, die Qual des Selbstvorwurfs, der Stachel des Ehrgeizes 2c. Die Rückwirkung dieser Imponderabilien auf das Nervensystem wird allgemein anerkannt, wenn wir auch über die Art und Weise des Zusammenhanges so gut wie nichts wissen.

Betrachten wir nun den Lehrerstand, besonders den eigentlichen Lehrerstand, den der Schule, so bemerken wir an ihm zunächst zahlreiche Vorzüge: die geordnete, regelmäßige Tätigkeit, die freien Nachmittage, die langen Ruhepausen der Ferien, die gesicherte Stellung, so daß wir uns die hier relativ häufige Nervosität wohl kaum mit dem Schlagwort der Ueberbürdung erklären können; wir müssen schon etwas genauer zusehen.

Ja, wenn der Lehrer, die Lehrerin die Unterrichtsstunden nur so abhaspeln und dann spazieren gehen und alles hinter sich werfen könnte! Aber Ihr Beruf verlangt mehr als einen Stundenarbeiter, einen Handwerker. Ihr Beruf stellt gewiße Anforderungen, die nicht einmal durch ein glänzendes Examen gewährleistet sind. Sie müssen nicht nur wissen, sondern auch können. Sie bedürfen einer gewissen Reife der ganzen Persönlichkeit, durch welche Eigenschaft allein ein erfolgreiches Arbeiten auf die Dauer möglich ist. Das erfolglose Arbeiten aber macht den Menschen natürlicherweise unglücklich, krank, nervös, es reibt ihn vor der Zeit auf.

Anderseits, je höher ein Beruf aufgefaßt wird, desto größer wird das Gefühl der Verantwortung sein, desto größer im allgemeinen die Anspannung bei Ausübung desselben. Kurz, die Gewissenhaftigkeit, welche allein ein gedeihliches Wirken ermöglicht, setzt die Gefahr der übertriebenen Aengstlichkeit, der maßlosen Arbeit, der ungerechtfertigten Anforderungen an sich und andere. Mit der hohen Berufsauffassung muß also eine vernünftige Regulierung der praktischen Anforderungen Hand in Hand gehen. Sonst ist der Nervosität der Weg bereitet.

Für die Lehrerin kommen hier, im Vergleich zum Lehrer, noch einige besondere Punkte inbetracht. Man hört zuweilen den oberflächlichen Ausspruch: „Diese oder jene mag Lehrerin werden, damit sie sich durchschlage, falls sie keinen Mann findet.“ Das ist ein Irrtum. Der Ausschuß der Frauenwelt reicht zum Lehrberufe nicht aus, dieser Beruf verlangt vollwertige Persönlichkeiten, ein Begriff, der sich mit der „Sitzengebliebenen“ nicht deckt. In einem gewissen Sinne ist es sogar wahr, daß zur Ausübung des Lehrerinnenberufes die Elite gerade gut genug ist.

Diese Lehrerin nun, von der wir verlangen, daß sie eine an Geist und Gemüt vollwertige Persönlichkeit sei, hat weder Mann noch Kind, sie wird also ihren Opfersinn, ihre Hingabe in der Berufsarbeit der Schule um so intensiver betätigen. Sie kann nicht unterrichten und noch nebenher heira-

ten, dazu greift die Gründung einer Familie zuviel in ihre eigene Persönlichkeit ein; darüber mag sie mit einem andern rechten. Diese notwendige, in der Eigenart des Geschlechts begründete Einzelstellung der Lehrerin raubt ihr die Möglichkeit, sich über die Verdrießlichkeiten der Schule am eigenen Herde zu zerstreuen. Hieraus ergibt sich, daß die Lehrerin höhere Motive braucht, weitere Zwecke als die, mit denen der Lehrer allenfalls noch auskommt. Sie braucht etwas vom Geiste unserer Ordensleute, wie ja auch erst das Christentum die Lehrerin geschaffen, indem es den Begriff der Mutterschaft erweitert, vervollkommnet, vergeistigt hat. Wenn sich nun die Gründung eines eigenen Herdes nicht mit der gedeihlichen Ausübung des Lehrerinnenberufes verträgt, so gilt dies auch von jedem übertriebenen, unwürdigen Abhängigkeitsverhältnis den Verwandten gegenüber. Die Lehrerin muß außerhalb der Berufsarbeit freistehen. Sie gehört der Schule.

Es sei mir nun gestattet, Ihnen einige Zahlen anzuführen. Professor Hoffmann in Düsseldorf berichtet in einer kürzlich erschienenen Broschüre über 1000 von ihm behandelte Fälle von Neurasthenie; darunter befanden sich 626 Männer (3/5), 374 Frauen (2/5). Unter diesen 626 Männern befanden sich 148 Kaufleute, 102 Industrielle, 90 Juristen und höhere Beamten, 28 Aerzte, 12 Lehrer höherer Anstalten, 14 Volksschullehrer, 7 Religiosen, 28 Studenten. Unter den 374 Frauen waren 20 verheiratet, 54 verwitwet, 120 ledig, darunter 16 Lehrerinnen, 14 Handelsgehilfinnen, 14 Künstlerinnen, 26 Studierende (Universität).

Sie sehen an diesen Zahlen, daß die Lehrerinnen nicht ungünstig stehen und sich besonders vorteilhaft abheben von der großen Zahl der Studierenden. Doch wäre es wohl auch gefehlt, für die große Zahl der geistig und körperlich zerrütteten Existenzen, die den Namen der Studierenden sich beilegen, die Alma Mater verantwortlich zu machen.

Auch wäre sehr zu wünschen, daß die Lehrerinnen an Schulen von Privatlehrerinnen, Gouvernanten 2c. schärfer in der Statistik geschieden wären.

Professor Binswanger erwähnt als besonders gefährdet der Neurasthenie gegenüber die höheren Postbeamten, Gymnasiallehrer, Kaufleute, Techniker, Offiziere. Allgemein anerkannt ist das Ueberwiegen der Kopfarbeiter und zwar der geistigen „Fronarbeiter", die fertig werden müssen, trotz Ermattung, Schwindel und Ekel. Nicht die qualitativ höherstehende Arbeit schafft darum schon die größere Gefahr, sondern das ermüdende Einerlei der täglich wiederkehrenden geistigen Spannung, verbunden mit dem Druck der Verantwortung, des Mißerfolges, der materiellen Sorge (Eisenbahnbeamte).

Professor Krafft-Ebing fand die Zahl der an Neurasthenie erkrankten Lehrerinnen sogar kleiner als die der Lehrer, dagegen ein starkes Ueberwiegen der weiblichen Lehramtsaspirantinnen. Dies gibt zu denken. Es scheint also wohl das Schreckgespenst des Examens auf die in den Entwicklungsjahren stehenden Aspirantinnen ungünstig einzuwirken. Allerdings galten Kraft-Ebings Beobachtungen zunächst für Oesterreich, speziell für Wien. Wir wissen auch nicht, ob die von ihm beobachteten Aspirantinnen sich in Seminarien oder privatim vorbereiteten. Im allgemeinen müssen wir wohl zugeben, daß die seminaristische Internatsvorbildung, vorausgesetzt, daß die Leitung in guten Händen liegt, den Vorteil bietet, ungeeignete Aspirantinnen beizeiten zurückzuweisen, ferner den Stoff angemessen zu verteilen, die Prüfungsangst zu mindern, sowie die Aspirantinnen an ein regelmäßiges, geordnetes Leben zu gewöhnen, speziell ihnen den nötigen Schlaf nicht vorzuenthalten.

Bedauerlicherweise wird später, bei Ausübung des Lehrerberufes, die so mühsam errungene Gewöhnung an Maß und Ordnung, die grundgelegte Charakterbildung, oft dadurch erschüttert, daß die notwendige Gewissenhaftigkeit, die Treue im Kleinen in Aengstlichkeit, Kleinlichkeit, Unselbständigkeit ausartet.

Zu einer wirklichen Ueberarbeitung, wie sie das Pensum an sich meist nicht mit sich bringt, kann es nun kommen durch Uebernahme von Extrastunden, durch Sonderbestrebungen der verschiedensten Art, durch Liebhabereien, die keine Erholung in sich schließen, wie z. B. das mühsame Anfertigen feiner Handarbeiten, die Zusammenkünfte in gewissen Vereinen, in denen alles herrscht, nur keine Gemütlichkeit.

Sie müssen sich selbst beobachten, meine Damen, und herausfinden lernen, was Ihnen wahre Erholung an Geist und Körper verschafft. Kürzen Sie Ihren Schlaf nicht um einer Laune willen, gönnen Sie sich ausreichende Bewegung im Freien, aber lassen Sie den Sport, er ist eine Ar-

plazierte Arbeit, und Sie brauchen eine Erholung.

Ich möchte Ihnen, im Anschluß an die soeben mitgeteilten Zahlen, ein kleines statistisches Material nicht vorenthalten, das ich während einer zweijährigen ärztlichen Tätigkeit an einer großstädtischen Irrenanstalt zu sammeln Gelegenheit hatte.

In einem Zeitraume (bei jährlich 1000 bis 1200 Aufnahmen) von rund drei Jahren wurden daselbst aufgenommen 9 Lehrer, und zwar 2 Gymnasiallehrer, 2 pensionierte Lehrer, 5 Volksschullehrer resp. Elementarlehrer (Musiklehrer wurden nicht berücksichtigt). An Lehrerinnen wurden in demselben Zeitraume aufgenommen 3 Volksschullehrerinnen und 3 Privatlehrerinnen. Von den 3 Volksschullehrerinnen war die eine pensioniert (51 J.), die andere (von auswärts) stand vor der Pensionierung (46 J.), wurde geheilt entlassen, die dritte (ebenfalls von auswärts) stammt aus höchst ungünstigen häuslichen Verhältnissen, war mit 16 Jahren Lehrerin, hatte 16 Schuljahre hinter sich, gab daneben zahlreiche Privatstunden, ernährte bis kurz vor der Internierung ihre Familie, bietet noch Symptome schwerer Erkrankung. Von den 3 Privatlehrerinnen erkrankte die eine (von auswärts) 72jährig an Altersschwachsein, nachdem sie sich in England ein Vermögen erworben; sie wurde von den Angehörigen abgeholt. Die zweite gehörte ihrer Unterstützungsberechtigung nach in die Anstalt, wurde bald entlassen. Die dritte, eine 32jährige Amerikanerin, erkrankte schwer psychisch, im Anschluß an die Geburt eines Kindes. Die Betreffende legte sich überhaupt nicht ins Bett, gab am folgenden Tag ihre Stunden, am vierten Tage brach die Psychose aus. Ich erwähne Ihnen diese Einzelheiten, weil mindestens 19 % aller Geisteskrankheiten bei Frauen im Anschluß an Gravidität und Wochenbett auftreten.

Auch für die im vorgerückteren Alter auftretenden Formen können wir unmöglich den Lehrberuf verantwortlich machen.

Es gibt eben immer noch Leute, die einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung nur gerade insoweit annehmen, als es ins System paßt; darüber hinaus wissen sie vor lauter Objektivität kaum mehr, was Kausalnexus ist, und sprechen mit kritischer Miene von höchst unabhängigem Nacheinander und Nebeneinander. (Schluß folgt.)

# Vereinsnachrichten.

**Sektion Basel.** Der 27. Mai vereinigte uns Mitglieder zur Tagung in Grellingen. Nach einer längern Besichtigung der Papierfabrik hörten wir eine mustergültige Lektion über „die Erschaffung der Welt". Mit großem Geschick verstand es die Uebungsleiterin von der bibl. Geschichte, der Grundlage des ersten Religionsunterrichtes, hinüber zu leiten zu den abstrakten Lehrsätzen des Katechismus. Den Abschluß der Lektion bildete die Besprechung des bibl. Bildes. Nachher bot sich uns Gelegenheit, gute Literatur, welche der Vorbereitung des Lehrers auf die Religionsstunde dient, ebenso bibl. Anschauungsmaterial, kennen zu lernen. Der gemeinsamen Interessen und Ideale, nicht zuletzt auch der Gemütlichkeit zulieb blieben fast alle noch einige Zeit beisammen. R.

**Generalversammlung in Schwyz,** den 7. Oktober 1922.

In dem herrlich gelegenen Kollegium „Maria Hilf" unter dem Schutze der lieben Gottesmutter fanden sich die katholischen Lehrerinnen zur 30. Generalversammlung ein. Der Vorsitzende, hochwürden Herr Rektor Huber, eröffnete die Versammlung mit herzlichem Willkommgruß.

Aus dem Jahresbericht unserer lieben Präsidentin vernahmen wir von dem arbeitsfreudigen Schaffen in allen Sektionen, die teilweise öfters im Laufe des Jahres zusammenkamen, um sich an lehrreichen Vorträgen aus Pädagogik, Religion und allgemeinen Wissensgebieten eifrig fortzubilden und auch um die kollegiale Gemütlichkeit zu pflegen.

Zirka fünfzig neue Mitglieder haben sich dem Vereine angeschlossen.

Unsere Wohlfahrts-Institution warm empfehlend, gab Fräulein Keiser Bericht über deren jetzigen Bestand. Die Krankenkasse, die den schweren Uebergang von den Krankengeldern (Taggeldern) zu den Krankenpflegeentschädigung nun glücklich zurückgelegt hat, zählt 146 Mitglieder. Vermögen: 9131,67 Fr.; Präsidentin: Frl. Spieler, Buttisholz.

Die Invaliditäts- und Altershasse zählt nur 69 Mitglieder. Vermögen:

46'756,45 Fr. Präsidentin: Frl. E. Freiderich, Wettingen.

Unsere Vereinsbibliothek, im Laufe des Jahres durch wertvolle aszetische, pädagogische und belletristische Literatur bereichert, wurde neuerdings zu eifriger Benützung empfohlen Bibliothekarin: Frl. Schlumpf, Wettingen.

Segensvolle Tage heiliger Exerzitien fanden im Herbst 1921 statt in „Maria Bildstein" und in „Heilig Kreuz", Cham, unter der vorzüglichen Leitung von hochwürden Herrn Pater Gallus Morger, Einsiedeln.

Unsere Aktion für ausländische Lehrerinnen vermochte, dank der Opferwilligkeit unserer Mitglieder, zahlreichen Lehrerinnen eine wohltuende Erholungszeit in der Schweiz oder willkommene Liebesgaben zu verschaffen.

Soweit der Jahresbericht!

Der Kassabericht der Kassierin, Frl. Sprecher Aesch, weist einen Kassabestand von Fr. 11'771,48 auf.

Einnahmen pro 1921 Fr. 3386,23
Ausgaben „ „ Fr. 2277,35

Auf Antrag von Frl. Scherrer, St. Gallen, die Jahresrechnung sei jeweilen gedruckt den einzelnen Sektionen zu senden, wurde beschlossen, daß jede Sektion einen (nicht gedruckten) Auszug erhalte.

Dann folgte das Referat von hochw. Herr Professor Dr. Scheuber, Schwyz: „Don Bosco, als Apostel der Jugend."

Mit der Liebe und Begeisterung eines Priesters, der den großen Erzieher innig und verständnisvollst erfaßte, sprach der hochwürdige Herr Referent zu Herzen gehende Worte zu den anwesenden Erzieherinnen. Im vergangenen Frühling besah er dessen Werke in Turin, kniete im Sterbezimmer und am Grabe Don Boscos, der schon bei seinem Sterben allgemein als Heiliger verehrt wurde. Der hochwürdige Herr Referent schilderte die großen Bauten der Salesianer in Turin, namentlich die herrliche Maria-Hilf-Kirche im Basilikastil, mit den prächtigen Altären, Kuppeln und Votivgeschenken, dann das reichhaltige Museum, Ueberblick über die Maria-Hilf-Verehrung der Vergangenheit und Gegenwart und zugleich über das Wirken der Salesianer, dargestellt in vielen Reliefs, Karten und Bildern. Die große Ausbreitung des salesianischen Werkes in Europa, Amerika, neulich auch im Kongo-Staate und in China, legt ein beredtes Zeugnis ab, daß das Werk Don Boscos ein providentielles war.

Ein Einblick in die Anstalten der Salesianer: die Volksschulen, Gymnasien, Konvikte, Werkstätten der Schreiner, Schlosser, Buchbinder, Schriftsetzer 2c. zeigte eine außerordentlich individuelle, zweckmäßige Behandlung und Arbeitseinteilung, eine staunenswerte Disziplin bei dem temperamentvollen italienischen Jungvolk eine herzliche Fröhlichkeit ohne Ausgelassenheit. Ohne alle finanzielle Mittel, aber mit felsenfestem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung hatte Don Bosco dieses Riesenwerk begonnen, als er auf den Straßen der Stadt arme, verwarloste Knaben um sich sammelte, um sie zu unterrichten und zum Guten anzuleiten. Sein Erziehersystem war das vorbeugende: Sünden verhüten, böse Gelegenheiten beseitigen, daher gute Aufsicht, väterliche Zurechtweisung. Seine Haupterziehungsmittel waren die höchst wirksamen, nämlich die Beicht und die tägliche heilige Kommunion, das Gebet und die Anleitung zu einem in jeder Hinsicht tugendhaften Leben. In diesem herrlichen Garten Mariens erblühten die schönsten Himmelsblüten, unter welchen besonders genannt wurden: Don Rua, Nachfolger Don Boscos und die Boscosschüler Dominico Savio und Gustavo Bruni, der kleine Seraph des heiligsten Sakramentes. Don Bosco möge uns mit seiner mächtigen Fürbitte seinen Opfergeist, seine Glaubenstiefe, sein Vertrauen und seine Liebe zu Maria einflößen; dann wird die Erzieherarbeit ein Himmel für Lehrerin und Kind.

Der überaus lehrreiche Vortrag wurde herzlich verdankt.

Als weiterer Behandlungsgegenstand lag eine Eingabe der Sektion Gallus vor behufs Abtrennung einzelner Sektionen von ihrer Mutter-Sektion und zweckmäßiger Vertretung im Zentral-Vorstand. In seiner vorbereitenden Sitzung hatte der Vorstand beschlossen, der Versammlung zu beantragen, die Eingabe heute nicht zu behandeln, sondern zuerst Statuten-Revision vorzunehmen und bis 1923 hiefür die notwendigen Schritte zu tun. Mit 67 gegen 12 Stimmen wurde der Antrag des Vorstandes angenommen; infolge dessen unterblieben auch die Vorstandswahlen.

Nach lieben Abschiedsworten gingen die Versammelten nach allen Schweizergauen auseinander; viele blieben aber noch einstweilen zurück, um die segensvollen Tage heiliger Exerzitien zu genießen. G. B.

7. Jahrgang Nr. 11. 16. Nov. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Vom Gebet und der Pflege des Gebetsgeistes in der Schule. — Der Gesundheitszustand der Lehrerinnen und seine Hebung. — Ich habe für dich gebetet. — Wahre Größe. — Es guxt. — Vereinsnachrichten.

## Vom Gebet und der Pflege des Gebetsgeistes in der Schule.

„Wohl dem Lehrer, der es versteht seine Kinder beten zu lehren.“ L. Kellner.

Es ist ein alter, aber schöner Brauch, den täglichen Unterricht mit Gebet anzufangen und zu schließen. Ein katholischer Lehrer wird den hohen Wert des Gebetes überhaupt und den des Schulgebetes im besondern zu würdigen wissen. Er wird nicht nur mit seinen Schülern beten, weil er muß, um mit den Schulbehörden und den Eltern nicht in Konflikt zu geraten, sondern er wird dies tun, weil er von der festen Ueberzeugung beseelt ist, daß an Gottes Segen alles gelegen ist und daß, wer nicht mehr betet, mit Riesenschritten der Hölle entgegeneilt. (Pfr. Vianney.)

Es ist hier nicht der Ort, eine Abhandlung über den großen Wert und die eminente Bedeutung des Gebetes zu schreiben. Doch kann nicht unterlassen werden, auf die Tatsache hinzuweisen, daß in jenen Städten und Ländern, wo man das Schulgebet abgeschafft und konsequenterweise das Kruzifix aus den Schulräumen entfernt hat, Zucht und gute Sitte ab- und das Verbrechertum, namentlich unter den Jugendlichen, in erschreckender Weise zugenommen haben. Ohne Gebet keine Gnade und ohne diese kein Widerstand gegen die Verlockungen der Welt.

Glückliches Kind, das eine fromme Mutter hat, die seine zarten Händchen fromm falten und zum Vater im Himmel beten gelehrt hat. „Der Mutter dankest du's allein, wenn du noch gehst den Weg der Tugend.“

Ein solches Kind wird, wenn es später auch auf Irrwege gelangen sollte, die Heimkehr zum liebenden Vaterherzen Gottes wieder finden.

Wenn aber die Mutter ihre Pflicht als Priesterin des Hauses versäumt, was dann? Da muß eben die Schule in die Lücke treten und dem Kinde den wahren Gebetsgeist einhauchen. Sie muß die Schüler anleiten, warum, um was, wann und wie man beten muß, um fromm zu leben und selig zu sterben. — Sie muß allen Kindern den Weg zum Himmel zeigen. „Der Lehrer führt durch das Gebet so recht eigentlich zur Gemeinschaft mit Gott, zum Ausgangs- und Mittelpunkte, nach dem wir uns ewig wenden sollen, wie die Blume zum Lichte.“ (Kellner.) Pfr. J. Scherer nennt in seinem prächtigen Büchlein „Für Welt- und Gotteskinder“ das Gebet die hl. Telegraphie mit dem Himmel. Ohne diese ist also der Verkehr mit Gott nicht möglich. Das Telegraphieren muß aber auch gelernt und verstanden werden, ebenso auch das richtige, eigentliche Beten; denn bloße Lippengebete stellen den Kontakt mit Gott noch nicht her. — „Das rechte Gebet ist da, wo ein rechter Unterricht ist; ein rechter Unterricht ist da, wo ein rechtes Herz in der Lehrerbrust schlägt; die rechte Lehrerbrust ist erfüllt von der Liebe zu Gott und zu den Kindern.“

Wie können nun die Schüler das richtige Beten lernen und wie kann der wahre Gebetsgeist in ihren Herzen angefacht werden?

Vor allem ist es das Beispiel und die Persönlichkeit der Lehrperson. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Das gilt auch vom Gebet. Was nicht von Herzen kommt, das geht auch

nicht zu Herzen. „Bei der Erziehung ist das Beispiel die Hauptsache.“ Die Kinder haben eine bessere Beobachtungsgabe, als man glauben möchte. Sie merken es ganz gut, ob der Lehrer oder die Lehrerin mit Wärme und gesammeltem Geist oder bloß mit den Lippen betet. — Wenn er es duldet, daß sie beim Schulgebet eine nachlässige Haltung einnehmen, hin- und herschauen, ein- oder auspacken, aus den Bänken treten, um nachher am ehesten bei der Türe zu sein, wenn der Lehrer alles so gehen läßt, wie es etwa geht, wenn die Schüler in hastigem Tempo das Beten mit Schreien vertauschen, da merkt selbst ein einfältiges Kind, wie hoch der Lehrer das Gebet einschätzt. Sein Verhalten und sein Schweigen, da er nie ein Wort über das Gebet verliert, reden eine so deutliche Sprache, daß sie von allen Schülern verstanden wird.

In der ersten Klasse werden nebst dem Kreuzzeichen und dem Vater unser noch andere Gebetlein eingeübt, z. B. das Morgengebet (O Gott, du hast in dieser Nacht 2c.), Schutzengelgebet (Heil'ger Schutzengel mein), Abendgebet, Gebet zur Mutter Gottes, zum hl. Joseph usw. (Eine schöne Sammlung solcher Gebete enthält das kleine Büchlein: Sprüche und Gebete für Kinder. (Eberle u. Rickenbach.)

Werden diese Gebetchen alle Jahre frisch eingeübt und fleißig verrichtet, z. B. im Religionsunterricht, eines vor der Schule, eines nach der Schule, ein drittes am folgenden Tage usw., so werden sie Gemeingut ganzer Familien, ja ganzer Gemeinden. Zudem haben diese Gebetchen, da ihr Sinn leicht verständlich ist, einen gewissen Vorzug, sowie auch darin, daß sie sich dem Gedächtnis leicht einprägen und namentlich auch, daß sie gerne verrichtet werden.

Beim Beten gelte der Grundsatz: besser, wenig und recht als viel und schlecht. (Gar manche Mutter betet mit ihren Kleinen zu lange, sodaß sie den Verleider bekommen und die Freude am Gebet verlieren.)

Man ermuntere die Kinder, alles zur Ehre Gottes zu tun. Es ist das sehr wichtig. So erhalten die kleinsten Verrichtungen hohe Ewigkeitswerte. Es ist darum angezeigt, dem Schulgebet am Schlusse noch beizufügen: alles meinem Gott zu Ehren, alles meinem Gott zu lieb.

Es ist gut, wenn nicht immer die gleichen Schulgebete verrichtet werden. Abwechslung erweckt das Interesse und die Lust zum Beten. So kann man in der Oktav von Allerseelen dem Schulgebet noch beifügen: O Herr gib ihnen die ewige Ruhe 2c., in der Fronleichnamsoktav: Hochgelobt und angebetet sei ohne End usw., in der Oktav vom Dreifaltigkeitssonntag: Ehre sei dem Vater, dem Sohne 2c., im Monat Mai das Memorare: Gedenke, o gütigste Jungfrau 2c., im Monat Juni (Herz-Jesu-Monat): Süßes Herz Jesu gib, daß ich immer mehr dich lieb' usw.

Man pflanze den Kindern in die Herzen ein, daß sie zeitlebens wahre Verehrer der Mutter Gottes seien und doch wenigstens alle Tage ein „Gegrüßt seist du Maria“ andächtig beten.

Die Kinder hören zwar viel im Katechismusunterricht, in Predigt und Christenlehre über den Wert der guten Meinung, über die Marienverehrung, wie und um was man beten muß usw., aber wenn es der Lehrer oder die Lehrerin auch noch sagen und wenn sie sehen, daß sie aus fester Ueberzeugung für die hl. Sache eintreten, so wird das für den Schüler nur von großem Nutzen sein. Eine Sache hält um so besser, je mehr Nägel man zum Festnageln braucht.

Ich schließe mit den Worten von J. M. Sailer: „Aller gute Same, den ihr auf diesem Acker ausstreut, der trägt wahrhaftig hundertfältige Frucht; und diese Frucht wird euch überleben, und für das, was ihr an den Kindern getan, werden dereinst an euerm Grabe euch noch dankbare Segenswünsche gestammelt werden.“

Zum Gebetsgeist in der Schule gehört aber noch, daß wir nicht nur mit den Schülern über Gott reden und mit ihm im Gebete sie reden lehren, sondern, daß wir mit Gott über unsere Schüler reden, d. h., daß wir für sie eifrig beten. „Ein Erzieher kann nie genug für seine Zöglinge beten und opfern.“ (Boetsch, Das Geheimnis der Erziehung.)

Unser Amt ist ein schweres und verantwortungsvolles und darum müssen wir auch zu Gott beten, daß er uns die nötige Kraft und Einsicht zur richtigen Verwaltung dieses Amtes schenkt. So schön sagt Rückert:

„Ein Lehrer soll zu Gott an jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt beim Kinde recht vertreten.“

J. B.

# Der Gesundheitszustand der Lehrerinnen und seine Hebung.

(Schluß.)

Was das akademische Studium betrifft, wie es ja auch von der Oberlehrerin gefordert wird, so sei es mir gestattet, Ihnen das im Einklang mit Autoritäten stehende Resultat meiner Beobachtungen mitzuteilen. Das akademische Studium setzt eine körperliche Rüstigkeit und intellektuelle Selbständigkeit voraus, wie sie nicht jedem Gymnasialabiturienten, auch nicht jeder Lehrerin gegeben sind. Es besteht hier die Gefahr, das biblische Ipse dominabitur tui, „Er soll dein Herr sein", auf den Professor auszudehnen. Ich denke hierbei nicht an Schwärmereien, sondern an eine schülerhafte geistige Unselbständigkeit. Nun besteht aber der Zweck des akademischen Studiums viel weniger in möglichst getreuer Aneignung alles vom Katheder Gebotenen, so daß schließlich der Professor selbst sich darüber verwundert, was man alles behalten hat, als vielmehr in einer einigermaßen selbständigen Verwertung des nun einmal nicht zu entbehrenden Gedächtnismaterials. Ihre Aussichten auf ein gutes Examen werden dadurch im allgemeinen nicht schlechter, und selbst wenn dies der Fall wäre, so wird der geringere Grad der Zensur leicht aufgewogen durch den Vorteil der gewahrten leiblichen und geistigen Gesundheit.

Ohne Oberlehrerin kommen wir ja schließlich aus, wie auch ohne Aerztin, wenn auch manche sagen, es sei schade um die beiden; ohne Lehrerin kommen wir nicht aus. Wir brauchen Erzieherinnen für die vielen Verwaisten und Verwahrlosten, die vielen trotz Vater und Mutter Verlassenen.

Die allgemeinen Vorschriften der Hygiene, meine Damen, gelten selbstverständlich auch für Sie. Warten Sie nicht ab, bis die Symptome der Nervosität mehr oder weniger deutlich bei Ihnen zutage treten, bis Ihnen die Ausübung Ihres Berufes erschwert wird durch Migräne, Schwindelgefühl, Uebelkeit, Appetit- und Schlaflosigkeit, nervöse Verdauungsstörungen, Ueberempfindlichkeit gegen Sinneseindrücke, die berüchtigte nervöse Stimmbandlähmung (Aphonie) usw. Sorgen Sie vor, das ist leichter und sicherer. Es gibt Menschen, die zuviel an ihre Gesundheit denken, womit durchaus nicht gesagt ist, daß sie nach derselben leben. Das sind traurige Menschen. Ich glaube nicht, daß Sie zu diesen gehören, sonst wären Sie schlechte Lehrerinnen. Andere denken gar nicht daran, bis die Krankheit kommt, der sie dann mit den wunderlichsten Kraftkuren entgegentreten.

Gewiß, wenn Sie mit dem Dichter sagen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," so gebe ich Ihnen recht. Wir dürfen die Rangordnung der Güter nicht aus dem Auge verlieren, und wenn auch die Grundsätze der Hygiene und die einer einsichtigen Moral sich oft gegenseitig stützen und erläutern, so gilt dies doch nicht für jene Fälle, in denen das Allgemeinwohl ein Opfer an persönlichem Wohl fordert, Forderungen, wie sie gerade an den sittlich höherstehenden Menschen herantreten. Es liegt mir ferne, hieran zu deuteln. Eines aber müssen wir festhalten. Das Gebiet der Neurasthenie ist ein leiblich-geistiges; es handelt sich bei ihrer Bekämpfung und Verhütung um so etwas wie die Pflicht der Selbsterhaltung, wie die Integrität Ihrer Person. Die Arbeit, die uns fortgesetzt Ruhe und Schlaf raubt, die uns krank und siech macht, die uns Selbstkontrolle und Selbstbeherrschung unmöglich macht, die uns über den Kopf gewachsen, das ist keine Arbeit zum Segen mehr. Da müssen wir irgendwo „umwerten".

Zum Schlusse unserer Ueberlegungen punkto Nervosität fasse ich die sich ergebenden praktischen Hauptfolgerungen nochmals zusammen.

1. Für die Vorbildung ist im allgemeinen ein gut geleitetes Internat als der sicherste Weg anzuraten. Bei der Aufnahme in das Seminar sollten nicht ausschließlich die Schulkenntnisse entscheiden, sondern auch die Urteilskraft und allgemeine Rüstigkeit ihre Berücksichtigung finden. Das wirksamste Vorbeugungsmittel gegen die Neurasthenie, die vernünftige, einsichtige Charakterbildung sollte nie aus dem Auge verloren werden.

2. Beobachten Sie die allgemeinen Regeln der Hygiene; nützen Sie Ihre persönlichen Erfahrungen bezüglich Ihrer Leistungsfähigkeit aus; verzehren Sie Ihre Kraft nicht unnötig durch Liebhabereien, Sport und durch unwürdige Abhängigkeit.

3. Schaffen Sie sich ein gemütliches Heim, in dem Sie von des Tages Last ausruhen können.

4. Wenden Sie sich in Ihren körperlichen Beschwerden an einen tüchtigen, gewissenhaften Arzt. Sagen Sie ihm allenfalls, daß Sie gern möglichst bald gesund werden wollen und nicht zu denen gehören, die darin schwelgen, leidend zu sein. Erwarten Sie Ihr Heil nicht von solchen, die keine Ahnung haben, wieviel Mühe und Arbeit es kostet, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, und wie manches wir wissen müssen, um ein weniges helfen zu können.

5. Widmen Sie sich dem akademischen Studium erst nach reiflicher Ueberlegung und nur dann, wenn Sie Liebe zur Wissenschaft haben, nicht aber, wenn Sie dieselbe nur als die milchspendende Kuh oder auch als ein notwendiges Uebel betrachten.

6. Vergessen Sie nicht, daß mit den Idealen des Christentums Ihre Existenzfähigkeit und -Möglichkeit so ziemlich steht und fällt. Wir Leute von der Hygiene können's nicht allein.

# Ich habe für Dich gebetet.

Es nahte des Samstags dritte Nachmittagsstunde. Ungeduldig rutschten die sonst emsigen Studentchen meiner 1047 m ü. M. gelegenen „Hochschule" auf ihren Bänken hin und her. Auch draußen vor der Türe schien etwas Lebendes sich zu tummeln. — War es Nachbars schulfreundliche, große braune Ziege, die sich wieder zu einer Inspektion anschickte oder Rosi's Hühnerheer samt Gockelkönig, die mir meine ganze Disziplin auf den Kopf stellen wollten?

Doch nein! Barfüßele waren's, die hin und her trippelten. Die nächstjährigen Benjaminchen harrten der ersehnten Geschichtlistunde. So sollte für sie das Wort „Schule" etwas von dem Schrecklichen verlieren, das die kleinen Bergkinder den großen gehorsamst nachfühlten. Gewiß diese Schule, dies unvermeidliche, zeitraubende Uebel, das dazu noch jedes Jahr die ungeheure Summe von sage und schreibe 1300 Franken verschluckt! —

Endlich war der glückliche Augenblick da. Wie hell leuchtete die Freude in den reinen Kinderblicken der Eintretenden! Schnell fand jedes sein Plätzchen. Sogar klein Xaverli erinnerte sich noch gut seines Ehrensitzes. Ohne Zögern setzte er sich wieder auf den Zementsockel des großen Kachelofens. Wenn er nur ein Winkelchen fand, war er schon zufrieden. Zwar wäre es ihm letzthin gar lieb gewesen, wenn die Buben und Mädchen nicht gar so eng ineinander gesessen. Es war ein regennasser, aschgrauer Samstagnachmittag, da die Lehrerin den Fleißigen zur Belohnung aus: „Wir bitten um Arbeit" erzählte. „Ach alle diese Wunderdinge", seufzte der kleine Ofenhöcker und husch, husch —, was war denn dort hinten gewesen, grad beim Migi in der Ecke? — Gar ein langbärtiges Zwerglein mit lustiger Zipfelkappe! Wie jammerschade! Ganz haargenau hätte er es sehen können, wäre nicht das dichte Durcheinander von rot- und weißgeringelten Strümpfen und von Holzschuhen gewesen! —

Daß aber jene Ecke keine märchen-umsponnene, sondern eine recht prosaische war, wußte die fünfte Klasse gar gut. Hatte sie sich doch den Kopf damals fast zerbrochen, als sie dort 3,9 m Breite und 4,1 m Länge ausgemessen hatte und die Frage hieß: Welche Bodenfläche trifft es auf ein Kind, wenn 16 Kinder Platz finden müssen?

Unser Geschichtli war schon längst zu Ende, die frohe Schar auf dem Heimwege, Xaverli saß noch traumversunken an seinem Plätzchen. „Nun, Kleiner, willst da bleiben?" fragte ich endlich, den Träumer in die Wirklichkeit zurückrufend. Noch halb im Schlaraffenland, meinte er: „Das escht scho scheen!" —

„Doch, was zögerst noch, du kleiner Wicht?" —

In lieblicher Befangenheit knüllt Xaverli an seinem Käppchen: „Dui, Lehreri, weischt, jetzt mecht i dir ai ä Freid mache!" —

„Tu du brav für die Lehrerin beten, daß sie mit den kleinen Leuten schön Geduld haben kann," sagte ich zu dem Kind, das dann eilends seine Brüderchen einholte.

Wochen waren seit jener Geschichtlistunde vergangen. Xaverli hatte schon die ersten Frühblümchen mit silberhellem Jauchzen begrüßt. Noch kein Lenz hatte ihn so emsig und erwartungsvoll gesehen. Nach „Maiabend" durfte er ja zur Schule. Karlis alte Fibel und Gustis zweifelhafte Schultasche waren sein übergroßer Reichtum geworden!

Und gut gefiel's dem Abc-Schützen in der Schulbank drinn! „Ob es immer so fein und glatt ablief?" philosophierte Xaverli hin und her. Er sollte sich über dem Problem nicht allzu lang sein Köpfchen zerbrechen.

Es war ein schwüler Frühsommertag. Die Jüngsten malten emsig am schönen „t", der einer flotten Peitsche so ähnlich sah. In der zweiten Klasse sollte man rechnen. O, vergebliches Bemüh'n! Zu hell, zu lustig und für ein Alpensöhnchen zu hinreißend schlugen die vollen Glockentöne einer zur Alp ziehenden Herde an ihr Ohr. „Hersch dui's da nit, daß ä Sente chunt!" — platzte der Sepp heraus, der es für unerhört hielt, wie man einem solchen Ereignis so kalt gegenüber stehen konnte — „Wenn ihr nachher recht fleißig seid, dürft ihr schnell schauen gehen!" —

„Ai, wie scheen! Lueg Lehreri, channscht dui alli Chüeli zähle?" fragte Xaverli. Und der Walter streitet sich mit seinem Nachbar, der behauptet, so schön wie „d'Vortrichle" läute nicht einmal die Glocke vom Holzwang-Kapellchen.

„So, Kinder, nun wieder an die Arbeit! Will sehen, wer am fleißigsten rechnet!" —

Der Sepp nimmt seinen besten Willen zusammen, s'Mareili müht sich brav. „Nun Trudi! 29 + 3 = ?" — Geistesabwesend steht Trudi auf und ebenso geistesabwesend faltet es seine Hände zum Gebet. „Die Schule scheint aus zu sein", dämmerts in in Trudis Kopf, den sie noch bei den Kühen hat, die eben im Rank oben vorbeiziehen.

„Wiederhole meine Frage!" Trudi, die letzte Schallwelle von 29 + 3 noch erhaschend mit stoischer Ruhe und Gleichgültigkeit: „Jetzt gömmer hei!"

Der Xaverli schnellt sein Köpfchen in die Höhe, sperrt seine blauen Aeuglein weit auf. Mich trifft sein fragender Blick. —

Die Geduldsprobe, auf die Trudi einem so oft stellt, scheint heute wieder angesagt zu sein. — „Nun denn, Trudi! 29 + 3! Rechne!"

Gemütlich hatte Trudi sich wieder gesetzt gehabt und ebenso gemütlich, nein, noch viel gemütlicher wischt es sich seine Nase fertig und mit einem unendlich gleichgültigen Lächeln erhebt es sich wieder, wiegt seinen Kopf einige Male hin und her, streckt seine zehn Finger so langsam aus, wie eine faule Schnecke ihre Fühler: „29 — — + — — 3 — —? 29 — —? 29 — — + — — 3 = — — 22."

„Paß auf Trudi! 29 + 1 = ?"

„29 — — + — — 1 = — — 38!"

Vorn war der Sepp von der Bildfläche verschwunden. Unter dem Pult machte er sich etwas zu schaffen. — Hinter meinem Rücken kicherte es. Ein plötzlicher Windstoß schlug den Fensterladen zu und — eine heiße Blutwelle stieg mir jählings in den Kopf. —

„Nun — du „Geduldige" — die du so gern von Selbstbeherrschung predigst" — schien eine dunkle Stimme hinter mir zu höhnen.

Unheimliches Schweigen. — Ob Vorbote eines, schon in der nächsten Sekunde losbrechenden Donnerwetters?

Noch reckt klein' Xaverli sein schmales, weißes Händchen, wie ein sturmumbrauste Kirchtürmchen in die Höh'. Wortlos seh' ich ihn an.

„Dui Lehreri! I ha am Sunntig für dich bätet" — —!

„I ha am Sunntig für dich bätet" — hallt es in meiner aufgeregten Seele nach. — Gerührt, ergriffen, beschämt blicke ich in Xaverlis seelentiefes Auge.

„Du liebes Kind! Hast also jene Bitte nicht vergessen gehabt! Bist ein freundlich' Sternlein mir geworden, das mir den sichern Weg zur Selbstbeherrschung und Geduld gezeigt — das Gebet. — Habe Dank dafür!" —

Peregrina.

# Wahre Größe.

Unsere Zeit mit ihren gewaltigen Erscheinungen, ihren furchtbaren Umwälzungen auf allen Gebieten des staatlichen und sozialen Lebens ist, wie keine andere vor ihr reich an ethischen, an sittlichen Wertschätzungen, aber auch an Verirrungen jeder Art. Auf der einen Seite sehen wir, wie Höhenpfade begangen werden von Menschen jeden Alters, jeden Geschlechtes, jeden Standes, Höhenpfade auf den lichten sonnigen Höhen der wahren Liebe, des Edelmutes, der Pflichttreue, des Opfersinnes, anderseits sehen wir so viele herumirren und versinken in den schwarzen Morästen des Genusses, der rohesten Selbstsucht. Die klaren Begriffe von sittlicher Größe und moralischem Tiefstand haben sich vielerorts verwirrt. So viele schätzen und suchen Schein; sie verachten,

was arm und gering geworden. Und doch:

„Der Edelstein, den man in Staub begräbt,
bleibt Edelstein,
der Staub, wie hoch ihn auch der Wind erhöht,
bleibt stets gemein."

„Es liebt die Welt, das Glänzende zu schwärzen
Und das Erhabene in den Staub zu ziehen."

Der Wert und die Würde eines Menschen richtet sich nicht nach dem, was er ist, sondern nach dem, wie er ist. Das Leben eines Menschen verläuft gleichsam auf einer Bühne. Nicht jener Spieler, der die Hauptrolle hat, spielt nun zum voraus schon seine Sache am besten. Der alte Diener, das in Lumpen gehüllte Weib, die phantastisch gekleidete Wahrsagerin, sie ernten oft mehr Lob und Beifall als die vornehmen Hauptpersonen. So ist's auch im wirklichen Leben. Der Mensch ist so viel wert, als er vor Gott wert ist. Die Welt allerdings urteilt oft anders; sie schätzt den Wert des Menschen nach seinem Geldsack, nach dem Steuerrodel, nach seiner gesellschaftlichen Stellung, nach seinen Gesichtszügen, nach seinem Anzug, nach seiner Macht und nach seinem Einfluß. Wie schwer man sich da oft täuschen kann, das lehren uns die Erfahrungen der letzten Jahre. Gesellschaftliche Stellung, höchste Würden, wie schnell sind sie verloren. Ein Umsturz über Nacht, und die auf Thronen saßen, sie müssen sich retten vor ungezügelter Volkswut. Das Hosanna und Cruzifige in des Heilands letzten Stunden, wie oft wiederholen sie sich im Leben. Die, welche von der Volksgunst emporgetragen wurden, können ebenso schnell wieder von ihr in den Staub niedergetreten werden. Der helle Sonnentag von heute wird schon nach wenigen Stunden zur finsteren Nacht des Sturmes und des Schneegestöbers. Wie wenig ist zu zählen auf Reichtum und Glanz. Die Bettler, die Blumen- und Zigarrenverkäuferinnen in den Straßen von Petersburg und Moskau, sie erzählen eine schaurige Geschichte von der Ohnmacht des Reichtums. Und noch viel weniger können äußere Reize, und elegante Toilette den Wert des Menschen bestimmen.

Nach dem innern Gehalt, nach dem Charakter nur kann der Mensch wahrhaft beurteilt werden. Edel sein, ist mehr als nur gut sein. Im Adel der Seele liegt der wahre Wert des Menschen. Diesen Adelsbrief, von Gott beglaubigt und besiegelt kann keine Umsturzpartei, keine rote Regierung dem Menschen nehmen.

Das Edelweiß blüht auf den sonnigen Hängen der Alpen, fernab vom Lärm und Staub der Straße am reinsten; die Edelpalme gedeiht am schönsten in den Wäldern ihrer sonnigen Heimat; die Edeltanne entfaltet ihre Aeste stolz und kühn in freier, windgeschützter Lage; der Edelhirsch, er schweift so froh und frei durch die Laubdächer seiner deutschen Heimat. — Der Edelmensch, er kann leben und wirken in jedem Stande, in jeder Lage; er ist nicht gebunden an Zeit und Ort, an äußere Macht und äußere Reize.

Die arme Nähterin, die vom Morgen bis zum Abend für schwer zu befriedigende Kunden arbeitet, um eine alternde Mutter, unmündige Geschwister zu unterstützen, sie steht in den Augen der Gutgesinnten höher als das vornehme Fräulein, das die Morgenstunden am Toilettentisch und in der Lektüre eines pikanten Romanes, den Nachmittag in Spaziergängen und Gesellschaften zubringt und vor lauter Vergnügen schon an Lebensüberdruß leidet. — Mit wahrer Hochachtung erfüllen mich jene immer seltener werdenden Dienstboten, die 30, 40 und noch mehr Jahre bei der gleichen Herrschaft gedient, Freud und Leid mit ihr geteilt, die Kinder groß gezogen, die Ehre ihres Hauses jederzeit gewahrt haben, die tagtäglich ihrem Herrgott gaben, was ihm gehört, aber auch ihrer zeitlichen Herrschaft die Treue nie versagten.

Achtung, große Achtung verdienen der Arbeiter, die Arbeiterin in Fabriken und Werkstätten, die unbekümmert um Spott und Hohn ihrer Mitarbeiter treu ihren christlichen Grundsätzen leben und durch keine Lockungen und Drohungen sich abwenden lassen vom Wege der klar erkannten Pflicht. — Mit Ehrfurcht und Bewunderung blicken wir auf zu jenen Familienmüttern und Hausfrauen, die Schiller so schön kennzeichnet in seinen unsterblichen Versen:

Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau,
die Mutter der Kinder und herrschet weise
im häuslichen Kreise . . .
Und lehret die Mädchen und wehret den
Knaben . . .

Und füget zu Guten den Glanz und den Schimmer
und ruhet nimmer.

Ja die starke Frau, welche schon die Hl. Schrift preist, sie steht hoch da vor Gott und den Menschen; sie ragt weit empor durch ihre Ruhe, ihre weibliche Würde und Anmut über das kläffende, lärmende Gelichter der emanzipierten Frauenwelt. Welch edles Bild — die Mutter im Kreise einer blühenden Kinderschar gegenüber der modernen Dame, die Kinder und Kindersorgen verschmäht, um bequem nach des Lebens Genüssen jagen zu können.

Ein Prediger sagte einmal in einer Versammlung gebildeter Frauen des Lehrberufes: „Wollt ihr wahre Frauengröße sehen, so geht in das Arbeiterquartier nach Zürich und seht euch dort jene Arbeiterfrauen an, die mit des Lebens Mühen und Nöten zu kämpfen haben und dabei doch ihrer ewigen Bestimmung und ihrer höhern Lebensweihe eingedenk bleiben."

Wahre Frauengröße macht sich nicht breit auf den Heerstraßen, in den Vergnügungslokalen und den Tingeltangplätzen. Die echten Perlen findet man in des Meeres Tiefe. Die schönsten Blumen blühen nicht an den staubigen Straßen, sondern in geschützten Gärten. Die echte Frauengröße gedeiht im Schoße der Familie, an den Stätten barmherziger Liebe. Gehe in die Spitäler, in die Häuser der Armut, der Not und des Leidens und schaue dir die dienenden Engel der Barmherzigkeit an. Wie viele von ihnen trugen einst volltönende, hohe Namen und hohe Titel und hören jetzt nur mehr auf den einfachen Ruf „Schwester!", „Mutter!" Und mit ihren schweren, mühsamen Opfern und Entbehrungen, mit ihrer großen, weiten Liebe erringen sie unverwelkliche Kronen.

Christus, der göttliche Lehrmeister, sprach einst das Wort: „Die viele in der Gerechtigkeit unterweisen, werden einst glänzen im Reiche der Geister." Der erhabene Stand der Jugendbildner und Erzieher will so recht Edelmenschen heranziehen und braucht solche zur Erfüllung seiner hohen Aufgabe. Ein gemeiner Mensch ist niemals ein guter Lehrer und Erzieher, er mag Dresseur sein, eine Maschine zur Uebermittlung vieler Kenntnisse, aber ein Jugendbildner ist er nicht. Nur edle Menschen können junge Menschen zu Edelpflanzen heranziehen, können ihr Herz, ihr Gemüt, ihren Willen recht bilden. Der beste Nährboden für die Edelmenschen ist die Religion. Sie allein verleiht dem Menschen jenen innern Gehalt, jene höhere Weihe, welche ihn in allen Lagen, in allen Verhältnissen aufrecht erhält.

Edelmenschen erzieht das Leiden. Durch dasselbe werden große Menschen noch größer, während der kleine Mensch sich erbittert und verhärtet gegen seine Mitmenschen. Welch hohen Geist offenbarte jener General der österreichischen Armee, dem der Umsturz Stellung, Vermögen, ja selbst das zum Leben Notwendige geraubt hatte und der dazu schrieb: „Mehr als alle diese Verluste brennt in mir der große Schmerz über das Schicksal meines obersten Kriegsherrn." Groß war jene Fürstin von Luxemburg, als sie in den Spitälern und Lazaretten an den armen Verwundeten die niedrigsten Dienste verrichtete; größer war sie, als sie um der Ruhe ihres Landes willen vom Throne stieg; aber am größten erscheint sie jetzt, da sie Reichtum, Genuß und Lebensfreude von sich wirft und ein rauhes Kleid der Armut und harte Lebensweise sich erwählt zur Lebensaufgabe. — Wie hoch wird einstens in der Geschichte, vor den Augen der Gerechtigkeit jenes edle Fürstenpaar dastehen, das Verleumdung, Mißdeutungen und Verfolgung aller Art mit imponierender Würde trug, das auch in der Verbannung seinem Volke bei allem Undank treu geblieben war und ihm nach Kräften Gutes erwies. Ja, es gibt noch Edelmenschen, welche der Adel der Seele und geistige Reife hoch über das niedere Gekläff kleinlicher Krämerseelen erhebt. Wie klein, wie verächtlich klein sind jene Maulhelden, die alles versprechen und nichts halten, die goldene Berge vorgaukeln und keinen Maulwurfshaufen zu bieten imstande sind, die Frieden verkünden und das Schwert bringen, die sich selbst als Götzenbilder Weihrauch streuen. Warten wir ab! Die Turmbauer von Babel wurden in alle Welt zerstreut. Kartenhäuser fallen beim leichtesten Sturme zusammen. Was auf Sand gebaut, verweht im Sturm. Was aber auf dem soliden Felsenfundamente christlicher Demut und Liebe, Güte und Vornehmheit wurzelt, das wird Bestand haben in Sturm und Drang, in Kampf und Not.

(Schluß folgt)

# Es gurt.

Skizze aus den Walliserbergen.

Huu .... huuu .... hört ihr's aus der Ferne, das Kampfsignal der Guxa? Noch ist es still. Der Schnee rieselt in feinen Körnchen hernieder. Huu .... huuu .... ertönt es nun ganz nahe. Schon jagt die Guxa mit ihrem wilden Haar durch die Luft. Es entbrennt ein wilder Krieg. Der Wind wirbelt den Schnee vom Boden auf und treibt ihn von den Dächern herunter. Ganze Schneewolken jagen an den Fenstern vorbei. Hei, wie das durch die Kamine pfeift und an den braunen Häusern rüttelt, als sollte alles aus den Fugen gehen. Im nahen Tannenwalde ächzt es. Der wilde Sturm biegt die stolzen wetterharten Tannen, aber für einen Augenblick nur. Sie schnellen sofort wieder in die Höhe, charakterfesten Menschen gleich, die sich wohl biegen lassen, aber niemals brechen. Der Kampf dauert fort bis tief in die Nacht. Fast schaurig tönt das wilde Huuu durch die Stille der Nacht. Man vermeint das wehevolle Klagen armer Seelen zu hören. Endlich gegen Morgen tritt Ruhe ein. Aber wie siehts nun im Dörflein aus? Man sieht keine Wege mehr; alles ist verweht. Meterhohe Schneehaufen muß man durchbrechen, um von einem Haus in das andere zu gelangen. Die schwarzbraunen Häuser sind ganz mit Schnee überzogen. Sie sehen aus wie überzuckert. Baum und Strauch stehen zerzaust. Es kommt einem vor, als zittere noch ein leises Klagen durch ihre Aeste.

Gibt es nicht auch im Menschenherzen ähnliche Stürme? O doch. — Wer noch nie in einem geistigen Treffen gestanden ist, weiß nicht, wie hart das manchmal zugeht. „Wer nicht geprüft wird," sagt der Weise, „was weiß der?" — Möchten wir uns gleich zähen Tannen und wetterfesten Arven im Sturm der wechselnden Geschicke bewähren! Zu diesem Zwecke müssen wir Mark und Energie in den Charakter legen, felsenfestes Gottvertrauen ins Herz pflanzen. Gott wird unsere Stärke, unser Führer sein. Beten wir viel zur Friedenszeit; beten wir doppelt zur Zeit des Kampfes. Rufen wir vertrauensvoll zu ihm: „O du, vor dem die Stürme schweigen, vor dem das Meer versinkt in Ruh, dies wilde Herz nimm hin zu eigen und führe es dem Frieden zu!"

—p—

# Vereinsnachrichten.

**Sektion Wallis.** Es war einer der schönsten und sonnigsten der Herbsttage, der 21. September, als der Lehrerinnenverein des Oberwallis im lieben Institut St. Ursula in Brig seine Jahresversammlung abhielt. Nachdem unsere liebwerte Präsidentin, Fräulein Lehrerin Aurelie Zen-Ruffinen, in kurzen Worten die Versammlung eröffnete und all die lieben Anwesenden in ihrer gewohnten und herzlichen Weise begrüßte, erteilte die Aktuarin, Frl. Lehrerin K. Jossen, den Jahresbericht. Frl. Lehrerin Paulina Kämpfen hielt eine Lehrprobe in der Geographie für die Oberstufe. Sie führte ihre Schülerinnen ins romantische Gomsertal, lernte sie die grasreichen Alpen, die schmucken Dörfer und der Bewohner Sitten und Gebräuche kennen. Sie verstand es gut, das Interesse der Schülerinnen für den Geographieunterricht zu wecken.

Hochw. Domherr Imesch erfreute uns mit seiner Gegenwart; er hielt ein Referat über ein sehr zeitgemäßes Thema:

1. Was ist der Frauenbund.
2. Zweck und Ziel desselben.
3. Die Stellung der Lehrerin zum Frauenbund.

Sein belehrendes und begeistertes Wort weckte in uns Interesse und Verständnis für den Frauenbund.

Wir hatten die Ehre, den hochw. Domherrn Eggs zum erstenmal als den geistlichen Berater und Führer des Vereins in unserer Mitte zu begrüßen. Nach Erledigung verschiedener Vereinsgeschäfte und gemeinsamem Mittagessen schlug die Abschiedsstunde.

Behüt dich Gott, liebe Kollegin! Wenn wieder die Einladung an dich gelangt, bleibe nicht fern, komme, um unser segensreiches Vereinsleben zu pflegen und zu hegen!

K.

7. Jahrgang Nr. 12. 14. Dez. 1922

# Die Lehrerin

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Einsendungen an: Elisabeth Müller, Ruswil.

**Inhalt:** Immakulata — Rückwärts — vorwärts! — Weihnachtsidyll im Bergdörfchen. — Wie führe ich meine Kinder zur Weihnachtskrippe?

## Immaculata, schütze Dein Kind.

Wer ist jene Hohe im Liliengewand
Welche aus Gottes allmächtiger Hand
Hervorgeht gleich dem Morgenstern
Am Schöpfungstag aus dem Zelte des Herrn.

Ihr Haupt so hoheitsvoll und mild
Ihre Seele des Schöpfers Ebenbild
Ihr Auge, so himmlisch rein und weit
Erstrahlt in der Unschuld Seligkeit.

Nicht würdig wohl bin ich, Dein Antlitz zu schau'n
O Jungfrau, Du Krone und Zier der Jungfrau'n
Doch fühl' ich mich selig, geborgen bei Dir
O heiße mich bleiben für und für.

Es lauert die Sünde, es schreckt mich der Tod
Mein Herz möcht verzagen in Angst und Not.
O Jungfrau, o Mutter, ohne Schatten der Sünd
Immaculata, schütze Dein Kind.

Cäcilia

## Rückwärts — vorwärts!

In die paar flüchtigen Wochen, die zwischen dem Erscheinen der heutigen und der nächsten Nummer unseres Blättchens liegen, fällt das liebe hl. Weihnachtsfest. Es ist vor allem das Fest der Kinderwelt, und weil wir unter Kindern leben und wirken, auch das unserige. Nachdem wir unsere Schutzbefohlenen auf Christkindleins Ankunft vorbereitet haben, denken wir am hl. Abend besonders jener, denen vielleicht im Elternhause kein Weihnachtskerzlein brennt. Wir vergessen auch der Armen nicht, die in sonnenlosen Erdgeschoßwohnungen oder kalten Dachstuben ihr kleines, einsames Leben fristen. Sie sollen fühlen, daß auch für sie das Christkindlein gekommen ist. Sie sind mit Wenigem zufrieden, und schon die Liebe und Aufmerksamkeit, die wir ihnen schenken, sind wertvolle Gaben für diese schlichten Seelen. Es ist ja das Geben seliger als das Nehmen, beide aber erfreuen die Herzen. Zum Weihnachtsfrieden gesellt sich so stillselig die Freude des Gebens.

Neujahr, das zweite Fest in kommenden Wochen! — Es mahnt uns, dankend rückwärts, — guten Willens und voll froher Zuversicht vorwärts zu blicken. —

Dankend rückwärts! — War das scheidende Jahr nicht ein Jahr der Gnade? — Ein Jahr segensreicher Arbeit im Jugendgarten? — Ein Jahr reiner, edler Freuden? — Jeder gute Erfolg, den wir erringen, freut uns. Jedes, auch das kleinste, geistliche oder leibliche Liebeswerk, mit dem wir einen Lichtstrahl spenden, kehrt als

belohnende Freude in unser Herz zurück. Sollten wir nicht freudig Gott danken, daß es uns möglich war, auch im verflossenen Sommer wieder notleidenden ausländischen Kolleginnen helfen zu können! Wie glücklich waren sie alle! Neugestärkt an Leib und Seele haben sie ihre Arbeit wieder aufgenommen, und ihre Herzen sind voll des Dankes für Jene, die zum guten Werke mitgeholfen haben. — Ja, es war ein Jahr des Segens und der Freude.

„Aber," sagst du wehmütigen Blickes, „mir hat es auch Mißerfolg, schmerzliche Enttäuschungen, traurige Erfahrungen, Krankheit und Leid gebracht!" — Wart, dir schreib' ich als Bescheid auf deine Klage einige Zeilen aus dem sinnreichen Buche „Für Welt- und Gotteskinder" von Pfr. Scherer. — „Gott schickt uns manche schwere Prüfung, und wir zagen, — aber es ist gut so. Er läßt uns manche ungestüme Bitte erfüllt, — und es ist wieder gut. Er weiß, warum. — Und so legt uns der Herr Lasten auf und schickt uns hie und da ein Kreuz, um unsern Pilgerfuß zu stärken und uns nicht untergehen zu lassen in den Strömungen einer bösen Welt."

Und wenn du Trän' auf Träne häufst
und weinst so manches Jahr, —
es kommt der Tag, wo du begreifst
daß alles Liebe war." —

Darum auch nach Kreuz und Leid dankend rückwärts und zuversichtlich ins neue Jahr hinüber geschaut! Der Herr macht alles wohl! Friede denen, die guten Willens sind! Und guten Willens wollen wir sein. Schrecken wir nicht ängstlich zurück vor den Aufgaben, die das neue Jahr an uns stellen wird! Scheuen wir nicht die Mühen, die unser warten, nicht das Kreuz, das vielleicht für uns bereit liegt! Immer vorwärts auf dem Höhenweg der Gnade, an Mariens treuer Mutterhand!

Den lieben Kindern Schutzengel und Führerin sein, den Kolleginnen aufrichtige, wohlwollende Freundin, den Gefallenen barmherzige Helferin, vor dem lieben Gott ein allzeit grüner, lebensfrischer Zweig am Baum der hl. Kirche, — dies zu erstreben, sei unser Ziel. Gott helfe uns, es zu erreichen!

# Wahre Größe.

(Schluß.)

Wir erleben es jeden Tag, im engen Kreise eines Dorfbannes wie in den weiten Landen draußen: Das Gute, das Edle, kann eine Zeit unterliegen, sich verkriechen müssen in dunkle Kerkergrüfte, in elende Mansarden; die Stunde kommt früher oder später, wo es wieder herauskommt von der Tiefe und wieder seinen Platz an der Sonne einnehmen darf. Die Wolken dagegen, die schwarzen dräuenden Ungetüme, die Schatten und Finsternis brachten in das klare Denken des Menschen, sie werden wieder zerstreut und verschwinden und niemand weiß, wohin sie gezogen.

Und wie manche Größe vor den Augen der Welt, sie ist so klein in sittlicher und religiöser Hinsicht. „Il n'y a pas grand homme pour le valet de chambre." Wie mancher Zauber der Größe und Güte schwindet wie Nebeldunst vor den Sonnenstrahlen im nähern Verkehr mit den betreffenden Personen. Wahrhaft edle Menschen dagegen besitzen einen Ueberfluß von Güte und Liebe, die wir immer mehr erfaßen, je näher wir mit ihnen verkehren. Wo der Sauerteig der christlichen Liebe das ganze Leben und Streben, das Denken und Fühlen eines Menschen durchdringt, da wird diese göttliche Flamme nicht im Innern verborgen bleiben, da wird sie auch nach außen dringen mit dem warmen Hauch ihrer Liebe und Güte, um zu segnen und zu beglücken nah und fern.

Vergoldeten Nußschalen gleichen alle die äußerlich so glänzenden, innerlich so hohlen Menschen. Jene täuschen Kinder und Unwissende, diese erregen Unwillen und Verärgerung. Süße, schmackhafte Kerne dagegen bieten die Lichtgestalten, die Kraftnaturen der wahren Tugend, die Sieger auf dem Kampfplatz der Lebensarena über die wilden Tiere niederer Leidenschaft, krasser Selbstsucht und eitlen Strebertums. Der Zeitgeist, der will nichts von solchen Siegergestalten wissen, er preist Genuß, Besitz und Ruhm. Der wilde Uhu in Webers „Dreizehnlinden", er ruft es ja aus:

„Nur das Einmaleins soll gelten,
Hebel, Walze, Rad und Hammer,
alles andre, öder Plunder,
flackre in der Feuerkammer."

Aber ebenso und wahr spricht auch derselbe Sänger:

„Alter Uhu, gelber Neidhart, mags dich ärgern und verdrießen:
Dennoch grünt ein reicher Garten, wo der Menschheit Rosen sprießen;
Dennoch blüht die weiße Lilie, und im Grottenheiligtum,
In des Waldes fernstem Tale träumt die stille, blaue Blume,
Und die Nachtigall im Busen, sie wird jubeln, sie wird klagen
Jeden Lenz, so lang auf Erden Rosen glüh'n und Herzen schlagen.

vox fidelis.

# Weihnachtsidyll im Bergdörfchen.

Es ist Hochwinter. Tiefer Schnne deckt das Hochplateau des Dörchens X. Die schwarzgebräunten Häuser heben sich vorteilhaft ab von dem weißen Untergrunde. Der nahe Tannenwald funkelt im weißen Geschmeide des Rauhreifs. Das wunderbar schöne Kleid des Hochwinters weckt so recht die beseeligende Weihnachtsstimmung. Freudig haben Lehrerin und Kinder das lieblichste der Feste herbeigesehnt.

Endlich ist er da — der hl. Abend. — In weihevoller Stimmung pocht das Herz der Lehrerin, die ihre Schutzbefohlenen erwartet zur Feier des hl. Abends. Einsam sitzt sie am Pult. Ihre Gedanken fliegen heimwärts ins traute Vaterhaus, in den Kreis ihrer Lieben, denen sie fern bleiben muß. Muß? Wäre es ihr nicht freigestanden, an Weihnachten heimzugehen? Ja doch. — Aber nein, die Ueberlegung hat nicht lange gedauert. „Ich bleibe bei meinen lieben Schäflein; ich will ihnen das Weihnachtsfest so weihevoll, so innig wie nur möglich gestalten. Ist die Krippe nicht der beste Anschauungsunterricht für Religion und Tugend?" Darum fort mit allen selbstsüchtigen Gedanken!

Ein energischer Ruck — die Lehrerin steht vom Pulte auf. Noch einmal gleitet ihr Auge prüfend über Christbäumchen und Krippe. Doch, es geht, es ist kein Luxus dabei — es ist fast ärmlich, aber heimelig, o so heimelig steht die kleine Krippe in der Mitte zwischen zwei harzduftenden Christbäumchen. Die molligen Schäfchen, die vor dem Stalle grasen, scheinen fast zu leben. Das Bergdörflein, das ob der Krippe zwischen moosüberwachsenen Felsen eingebettet liegt, mutet so vertraut an. Ein stilles Leuchten geht über die ernsten Züge der Lehrerin.

Da — es ächzt die alte Treppe des alten braunen Schulhauses. Die Kinder kommen. Wie das dröhnt. Sie haben eben Holzschuhe an und an denen sind bekanntlich keine Gummiabsätze. Endlich kommen sie herein, die strammen Buben und lieben Mädel und mit ihnen kommen auch Eltern und Verwandte, alles Bauersleute nach altem Schrot und Korn, bei denen Redlichkeit und Herzensgüte durch die rauhe Hülle leuchtet und alle Höflichkeitsphrasen ersetzt. Es geht doch nichts über die herrliche Einfachheit, die herzerquickende Natürlichkeit. Die Schulmädchen sehen mit ihren schlichtgescheitelten Haaren und den langen rauhen Kleidern fast aus wie Novizlein eines Klosters. Jedes der Kinder muß in einem Gedichtlein das Christkind begrüßen. Die Lehrerin hatte sie aus alten Büchern zusammengesucht. Jedes deklamiert nun seinem Temperament entsprechend, seine Verse, einige laut und lebhaft, einige langsam und eintönig, einige mit Ausdruck und Seelentiefe. Zwischen hinein erklingen die beiden Weisen der bekannten Weihnachtslieder, begleitet von den Tönen eines altehrwürdigen Harmoniums. Während des Gesanges fällt ein beladener Ast vom Weihnachtsbaum herunter. Eine flackernde Weihnachtskerze hat ihn in seinem Grunde versengt. Die Lehrerin betet: „Herr, laß keines der mir Anvertrauten dieser Ast sein; laß es auch mich nicht sein!" — Leise verklingen die letzten Akkorde des Weihnachtsliedes: „Schlaf wohl du Himmelsknabe du, schlaf wohl, du süßes Kind!" Schweigend verlassen Eltern und Kinder das Schulzimmer, nachdem sie vorher noch herzlich „Fröhliche Weihnacht" gewünscht haben. Auf den Fußspitzen schleichen die Kleinen hinaus, in der Meinung, das Christkind schlafe nun. — Horch, schon durchzittern die Weihnachtsglocken den Frieden der Nacht. In ihren Ton mischt sich das andächtige Raunen des nahen jungen Stromes und das geheimnisvolle Rauschen des Tannenwaldes. Es ist, als gehe leise der liebe Herrgott durch den Wald. —

Die Lehrerin eilt zur Kirche. Voll Begeisterung ist ihr Sinnen und Trachten und ihr Herz voll froher Zuversicht — Krippenfrieden. Aus tiefster Seele betet sie:

„O, daß nichts von dir mich schiede,
Herr und deiner reichen Liebe,
Daß der selige Gottesfriede
Ewig mir im Herzen bliebe!" -p-.

# Wie führe ich meine Kinder zur Weihnachtskrippe?

Weihnachten ist nahe — das Fest der Freude, das Fest der Liebe! Weihnachten, das Fest der Kinder!

Ja, wir können uns kein schöneres Kinderfest denken, als jenes, in dessen Mittelpunkt selbst ein Kind steht und zwar das liebste und heiligste Kind, das je gelebt hat.

Wer dies einmal je empfunden,
Ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden."

(Cl. Brentano.)

Gewiß! Jede christliche Erzieherin ist den Kindern durch das Jesuskind verbunden. Darum darf und will sie den lieben Kleinen Weihnachtsbotschaft bringen, indem sie 1. ihnen den Weg weist, der sie zum Weihnachtskinde führt und 2. neuerdings arbeitet am schönen Erziehungswerke der Kinder.

Draußen schneit's. Gemütlich sitze ich bei meinen Kleinen. — „Ja, Kinder, der Winter hat uns den schönen, weißen Schnee gebracht; aber er bringt uns noch etwas viel Schöneres und Lieberes: das liebe Christkind." — Da leuchten die klaren Kinderaugen noch heller als sonst, und wie aus einem Munde ertönt es: „Tante, bitte, erzähle uns etwas vom lieben Christkindlein!" Und dann wird's mäuschenstill um mich her. Ich erzähle den Kindern, wie das liebe Jesulein, das reiche Gotteskind, aus Liebe zu uns Menschen ganz arm geworden ist. In dunkler, kalter Nacht ist es auf die Welt gekommen. In einer Krippe, auf hartem Stroh, hat es liegen müssen Nicht einmal ein Bettlein hat es gehabt. — Und ich erzähle vom flimmernden Weihnachtsstern, von den Englein, die das „Ehre sei Gott" gesungen, von den Hirten, die das Bethlehemkind angebetet und von den drei Königen, die es beschenkt haben. Wenn ich den Kindern dies alles noch in Bildern veranschauliche, dann lodert in ihnen das Feuer der Christkindsliebe mächtig auf, und ich weiß nicht, wessen Glück größer ist: dasjenige der Kinder oder das meinige.

Weihnachtsbotschaft bringe ich den lieben Kindern! Gibt es im Wirken einer Erzieherin etwas Schöneres, als den Kindern verkünden zu können: „Das liebe Christkindlein kommt wieder auf die Erde und sucht nach einer Wohnung?" Es sucht aber nicht nach einem Hause, sondern nach einer Herzenswohnung. Kinder, wollt ihr dem armen Jesulein eine solche Wohnung bereiten?" — Die Sehnsucht nach dem Bethlehemskind flammt auf in den unschuldigen Kinderherzen, und diese Sehnsucht ist es, die den Weg weist zu jenem holden Gotteskinde, das der Welt Liebe und Frieden bringt.

Liebe und Frieden! Reiches Himmelskind, bring' auch mir Liebe: eine immer größere Liebe zu dir, dem liebsten aller Kinder, eine immer größere, tatkräftigere Liebe zu meinen kleinen Schutzbefohlenen; und durch diese Liebe schenke mir jenen himmlischen Frieden, den du allen jenen spendest, die dir in ihrem Mitmenschen dienen!

Ja, dienen soll dir die Kindergärtnerin, indem sie neuerdings arbeitet am Erziehungswerke der Kinder. Und welche Zeit im ganzen eignet sich denn besser, als gerade die Weihnachtszeit? Die Kinder wollen ja dem lieben Christkind eine Herzenswohnung bereiten, ein warmes, weiches Bettlein. Welches sind denn die Bettstücke? — Die Gebetlein, die kleinen Werke der Nächstenliebe und der freudigen Entsagung. Wie gerne falten die Kinder ihre Hände zum Gebete, nie lieber als in der Weihnachtszeit! Gelegenheiten, andern Liebesdienste zu erweisen und dem Christkind zuliebe Opferchen zu bringen, gibt es in Hülle und Fülle; die Kleinen sollen diese nicht achtlos vorüber gehen lassen. Es entsteht ein Feuereifer, ein wahrer Wettkampf im Guten. Jedes Kind will dem Christkindlein das schönste Bettlein schenken. Das eine steht nicht mehr still auf dem Wege in den Kindergarten; das andere trägt besser Sorge zu seinen Kleidern! das dritte will nicht mehr naschen; das vierte bemüht sich, friedfertig und sanft zu sein. Gebet, Spiel, Beschäftigung, Plauderei, alles trägt eine Fülle von Weihnachtszauber in sich; alles führt die Kinder zum göttlichen Kinde hin. Selige Weihnacht! Auch im ärmlichsten Kinderkreise kann Weihnachten selig sein. Im weiten Walde draußen wächst auch ein Christbäumchen für unser Heim, das mit seinen duftigen Zweigen unser einfaches, aber herziges Kripplein gleichsam beschützt.

Selige Weihnacht! — Göttliches Kind, du erfüllst die Herzen der Kleinen mit himmlischer Liebe. Du bist Liebe, du gibst Liebe. — Liebe aber verlangt Gegenliebe. Darum, meine Kinder, öffnet weit die goldenen Tore eurer Herzen, und schenket eure ganze Liebe, eure werktätige Liebe dem liebsten aller Kinder, dem Jesuskind!

M. P., Kindergärtnerin.